



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1938

1 (1938)

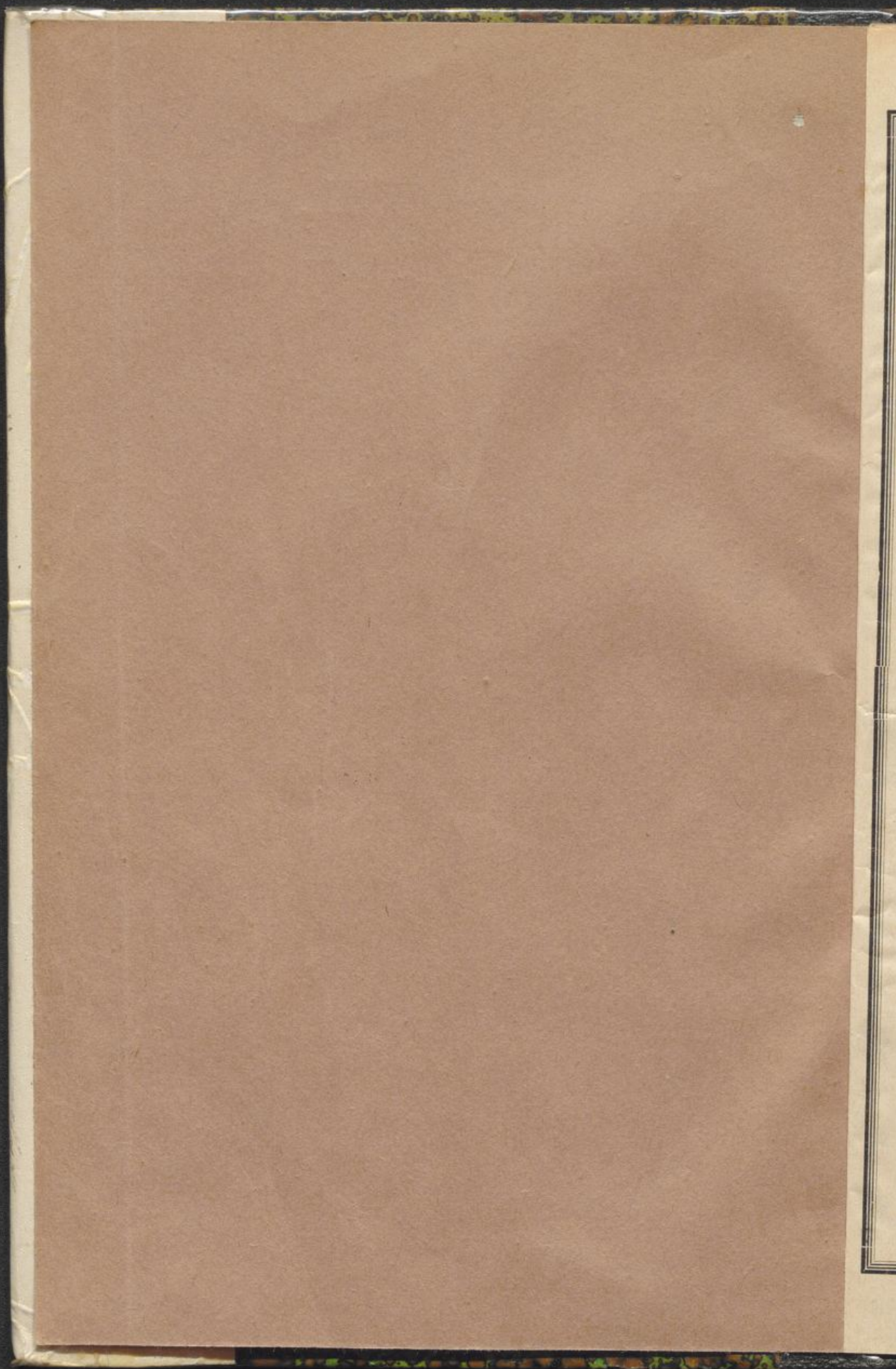
Ö

Marianne Hilfer Vergleichsmeinung

1938



Allgemeiner
Bücherschrank
ST Anna



Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Sechshundfünfzigster Jahrgang

1938

Bibliothek
Missionsskloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission

2
5
4
0
13
14
40
49
82
49
209
212
238
206
19
16
100
181
170
176
272
81
37
131
25
233
243
371
m-
162
238
iten
336
35
198
338
8
teim-
53
240

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Advent	355	Heilige Nacht	371
Allerheiligen	322	In Nazareth	65
Christi Himmelfahrt	139	Mariä Geburt	257
Christus am Ölberg	99	Mariä Himmelfahrt	226
Christus ist erstanden	105	Mariä Tempelgang	33
Denn eines Priesters Mutter	76	Passionszeit	97
Der junge Priester	231	Pfingsten	161
Ein altes Gebet zum Neuen Jahr	1	Wir singen vor deinem Hause	129
Eronleichnam	177	Zum Feste Mariä Heimsuchung	194
Gegrüßet seist du, Königin des hl. Rosenkranzes	290		

Aufsätze erbaulichen, belehrenden und erzählenden Inhaltes

Abenteuer in Nigeria 14, 44, 84, 111	111	Ein Gott auf Reisen	184
Advent	356	Ein eifriger Missionar und unermüd- licher Forscher geht heim zu Gott	167
Allerheiligen — Allerseelen	322	Ein glückliches Leben u. seliges Ster- ben für Christus und in Christus	267
Auf den Spuren von Abt Franz	12	Eine tapfere Zulumutter	342
Auf Missionswanderungen	308	Eine Ferienreise zu Landsleuten im Missionsland	376
Bata Mtize	54	Einer, der sich nichts sagen lassen wollte, kam zur Einsicht durch Blutbergießen	312
Befenne stets deine Farbe	46	Ein „Kuh“- Erlebnis in Afrika	242
Br. Didatus Wigigmann †	204	Er sprach und es kamen Heuschrecken, hüpfende ohne Zahl	174
Br. Roland Weidhofer †	267	Erste Schritte in der Mission	243
Christkönigs-Werbung	290	Fahrt in die Mission	142
Das Bethlehem des Missionars	237	Fest Maria Himmelfahrt	226
Das Fest Mariä Geburt	258	Festliche Tage im Basutoland	274
Das Fest Mariä Heimsuchung	194	Geister	180
Das „schwarze Stadtviertel“ von Bulawayo	271	Gewitter über Empaneni	337
Das Weihnachtsgeschenk	368	Goldenes Priesterjubiläum eines Missionars	10
Demosthenes in Afrika	336	Heilige Weihnacht in Mariann- hill	358
Der Geist weht wo er will	115	Hundert Jahre Katholisch-Südafri- ka 6, 37, 77, 101, 134, 163, 197, 230, 263, 296, 326, 362	362
Der Neid entspringt dem Auge und hat seinen Sitz im Herzen	338	Jesus, das Licht der Welt	34
Der neue Missionsbischof kehrt in sein apostolisches Arbeitsfeld zurück	68	Kirchenuhren in der Mission	172
Der hl. Joseph	68		
Der Regenmacher	310		
Der Rosenkranz u. die Heidenmission	66		
Die Opfergaben der drei Könige	2		
Dieser Wandel kommt von des Al- lerhöchsten Hand	138		
Durch Maria zu Jesus — auch in Südafrika	130		
Eingeborenen-Viertel v. Bulawayo	51		

Löwen	211	Pfingsten, das Fest der Weltmission	162
Maiblumen	130	Sacerdos et Hostia	372
Maria hilft	346	Schlangen	245
Mariannhill im Urteil eines moder- nen Afrikaforschers	307	Schlichte Gräber in drei Weltteilen	334
Mariannhiller Missions-Rundfunk 80, 272, 330,	364	Sind die Schwarzen dumm	147, 170
Meine erste Missionspredigt in Süd- afrika	200	St. Matthäus am großen Fluß	23
Mission zwischen drei Bergen	86, 118, 152,	Vier fette Osterhasen	114
Missionswanderungen	308	Vom heroischen Gehaben schwarzer Edelmänner	40
Mota Sahab 27, 57, 89, 121, 154, 185, 218, 250, 282, 314,	342	Vom Hegenprozeß bei den Bantus	49
Missionsritt	366	Vom Ursprung der Zuludynastie	182
Neugründung im Hochgebirge	277	Von der Ermordung des Zulu-Kö- nigs Tschaka	149
Nicht in der Mission u. doch Apostel	302	Von der Totenbestattung bei den Eingeborenen	209
Osterglocken in der Mariannhiller Mission	104	Was eine Lanze zu erzählen weiß	212
Ostern, das Hochfest des Kirchenjah- res	98	Welche Anschauung haben die Hei- den vom Tode und der Fortdauer der Seele	238
P. Albert Schweiger †	167	Wer unwürdig ist und trinkt	206
		Wie durch eine Heirat ein Königreich gerettet wurde	19
		Wie orientiert sich der Schwarze in der Zeit	16

Unsere Bilder

Abendmahl v. Leonardo da Vinci	169	Es ist vollbracht	100
Allerseelen	323	Fronleichnamsprozession in Reim- lingen	166, 175, 181
Anbetung der Hirten	357	Fronleichnamsprozession in Schur- gast	170
Anbetung der hl. drei Könige	3	Fronleichnamsprozession in Würz- burg	176
Auferstehung	105	Gang durch das Eingeborenendorf von Bulawaho	272
Basuto-Familie	151	Glockenstuhl in der Mission	81
Bischof Albalbero Fleischer mit zwei eingeborenen Neupriestern	103	Goldenes Priester-Subiläum des H. P. Manjuet Boll	11, 37
Bischof Albalbero Fleischer bei Be- such von Umzumbi	197	Gotische Madonna der Pfarrkirche zu Großenried	131
Bischof Ignatius Arnoz	69, 70, 72	Hauskapelle von St. Paul	25
Bischöfliche Kirche v. Bulawaho	71, 72	Heidnische Mädchen	233
Dr. Didatus Wighmann	205	Heidnische Zulumütter	243
Dr. Jordan Hemmelmann	246	Heilige Nacht	371
Dr. Roland Weidhofer	267, 268	Hochamt in der Pfarrkirche zu Reim- lingen	162
Dr. Gerold CMM.	365	Hühnerhof in der Mission	238
Christi Himmelfahrt	139	Hütte eines fortschrittlich gesinnten Eingeborenen	336
Christus am Ölberg	99	Jesus, das Licht der Welt	35
Christus der König	292	Kapstadt	198
Dampfer im Hafen von Durban	155	Kirche von Empandeni	338
Drei Missionare auf der Fahrt	85	Kleriker-Neuprofessen	8
Drei Missionsbischöfe	359	Kleriker-Noviziat St. Joseph, Reim- lingen	53
Ecce Panis angelorum	165	Kohlenmine in Wantie	240
Ein Brief an die Mutter	313		
Eingeborene bei der Mahlzeit	42		
Eingeborener Neupriester erteilt den Primizsegen	110		
Eingeborener Neupriester (Auszug aus der Kirche)	38		
Eingeborene Köche	82		

Krankenpflege in der Mission . . .	208	P. Josef Gräter CMM. . .	377
Küste am Indischen Ozean . . .	328	P. Brenäus Fiedler nimmt Abschied von seiner Schwester . . .	325
Das Palmas . . .	143	P. Julian Gleich bei seiner Primiz- feier . . .	201
Laßt uns tiefgebeugt verehren . . .	180	P. Kammerlechner . . .	75
Letzte Ehre auf dem Friedhof zu Monheim . . .	269	P. Kammerlechner im Kreise seiner Angehörigen . . .	18
Madonna mit Kind und Johannes . . .	195	P. Liebtwin Weber bei seiner Primiz . . .	324
Mariä Himmelfahrt . . .	227	P. Otto Grimm und P. Otto Heber- ling . . .	306
Mariensleben . . .	260, 261	P. Rup. Wiedemann am Primiztage . . .	303
Marktplatz im Eingeborenendorf von Bulawaho . . .	275	P. Willehad Krause mit Eingebore- nen . . .	79, 136
Mariannhiller Neupriester . . .	231	Patres und Schüler auf der Au- ßenstation St. Henry . . .	310
Mariannhiller Neupriester fahrtbe- reit in die Mission . . .	262	Priestertweihe im Pius-Seminar, Würzburg . . .	202
Mariannhiller Missionare auf der Fahrt nach Südafrika . . .	7	Port St. Johns . . .	378
Mariannhiller Missionare an der südafrikanischen Küste . . .	140	Professablegung eingeborener Brü- der . . .	265
Mariannhiller Patres reisen in die nordamerikanische Mission . . .	228	Regierungsbeamte bei einem Schul- turs . . .	297
Missionshaus St. Georgen 21, 61, . . .	346	Rosenfranzkönigin . . .	293
Missionshaus Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen . . .	22, 332	Sambesi-Viktoriafälle . . .	178, 217
Missionshaus St. Josef, Altdorf . . .	114	Sänger von Mariannhill . . .	44
Missionsstudenten von St. Bonifa- tius . . .	56, 172, 173, 285	Schreinerei von Mariannhill . . .	183
Missionspersonal von Empandeni . . .	206	Schreinerei des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen . . .	327
Missionsstudenten auf der Rigi . . .	374	Schule von Empandeni . . .	339
Negerhütten außerhalb des Eingeborenen- Dorfes von Bulawaho . . .	276	Schule in Bonny Vale . . .	366
Neujahrs Morgen . . .	5	Schulkinder in Bonny Vale . . .	368
Neuerbaute Kirche der Missions- station Far View . . .	362	Schulwandertag . . .	219
Nobel geht die Welt zugrunde . . .	309	Schwarze Krieger . . .	340
Notkapelle in der Mission . . .	77	Schwarze Kinder beten am Fried- hofskreuz . . .	335
Notkapelle der Station St. Maria Gnadenmittlerin . . .	236, 237	Schwarzer Katechet mit seiner Frau . . .	367
Ochse als Reittier . . .	41	Schwarze Schulbuben machen Sprachübungen . . .	369
Paramentenausstellung . . .	17	Schweizer Missionsstudenten . . .	48, 88, 187, 214
P. Generalsuperior 12, 13, 106, 109, 113, . . .	135	Stadtviertel der Eingeborenen von Bulawaho . . .	271
P. Alstuin Weiswurm am Tage sei- ner Primiz . . .	258	Stille Nacht . . .	360
P. Antonin Kirschner . . .	305	St. Josef . . .	67
P. Benedikt Frankenberg . . .	119	Staubeden für die Kraftanlage von Mariannhill . . .	235
P. Bertram Sirch im Kreise seiner Angehörigen . . .	266	Studentenkapelle d. Missionshauses St. Bonifatius . . .	91
P. D. Sirch mit Eingeborenen . . .	279, 280	Studenten des kleinen und großen Seminars St. Mary's . . .	123
P. Elmar Schmid im Kreise seiner Angehörigen . . .	343	Südafrikanischer Kutscher . . .	149
P. Elmar Schmid erteilt den Pri- mizsegen . . .	331	Südafrikanische Löwen . . .	211
P. Ferdinand Holzner auf einem Missionsritt . . .	300	Südafrikanisches Nashorn . . .	349
P. Franz F. Grastemper CMM. . .	373	Swatamund . . .	146
P. Franziskus Wojaczek . . .	117	Trommlerkorps unseres Missionsse- minars St. Josef, Altdorf . . .	251
P. Fridolin Sudh . . .	144	Unterhaltungsfeierlichkeiten b. einem Bischofsbesuch . . .	299
P. Gertwald Janssen am Primiztage . . .	294	Unterricht der Eingeborenen . . .	132
P. Haftreiter mit 2 Missionsärzten . . .	14	Zukunftkrieger . . .	213, 232
P. Joseph Ebert vor seinem Speise- saal . . .	239	Zwei Missionsveteranen . . .	217

VERGISSMEINNICHT



ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 1

Januar 1958

56. Jahrgang

Ein altes Gebet zum Neuen Jahr

Ich nehme, was Du mir bestimmst,
Ich lasse fahren, was Du nimmst,
Wohin Du willst, da will ich zieh'n,
Was Du verbietest, das will ich flieh'n,
Mach's wie Du willst, ich bin's zufrieden,
Nur daß wir bleiben ungeschieden.
Ich will nicht, was mein Wille will,
Nur Deinen Willen fromm und still
Mir stets zur Richtschnur außerseh'n,
Niemals auf eigenen Wegen geh'n.

Ich will geführt von Deinen Händen
Beginnen, fortgeh'n und vollenden,
Ich hab' auf selbstgewählten Wegen
Noch nie gefunden Heil und Segen.
Doch Du, Herr, hast mich wohl bedacht,
Hast alles recht und gut gemacht.
Wie oft bist Du mir ungebeten
In den verkehrten Weg getreten;
Hätt'st Du Dich mein nicht angenommen —
Ich wäre nicht zu Dir gekommen.

Die Opfergaben der drei Könige

Ich weiß nicht, warum mir der heilige Dreikönigstag so absonderlich jedesmal gefallen will. Es ist, als wenn dieses ein Tag wäre, welcher unter den anderen Tagen im Jahr, wie der Morgenstern unter der Zahl der andern Sterne, feuriger und holdseliger leuchtet. Und wenn einer fromm ist und sich besinnt, so fallen ihm am heiligen Dreikönigstage auch besonders liebliche Gedanken ein, gleichsam als wenn sie an diesem Tage ein großes Gastmahl für die heiligen drei Könige im Himmel hielten, und da fielen Bröselein herunter und fielen in den Kopf und in das Herz frommer Christen hinein und sehen da aus wie schöne Gedanken und Anmutungen.

Wir wollen sehen, ob wir nicht auch eines auffangen:

Zuerst wollen wir das Kästlein aufmachen, welches der erste König mit dem Bart in der Hand hält. Es ist Gold darin. Hast du auch Gold? Vielleicht so ein altes Stück in einem Papierlein eingewickelt? Und wenn du jetzt kein namhaftes Stück Geld hast, so werden schon wieder Zeiten kommen, wo du etwas kriegst. — Was ist jetzt, wenn du zu Lebzeiten der heiligen drei Könige gelebt hättest und hättest gewußt, was das Kind in dem Städtlein Bethlehem, das Kind der armen Jungfrau, was es für ein Kind sei — was ist, hättest du dein Herz verschlossen gegen das arme königliche, göttliche Kind? Hättest du ihm nicht auch gern dein Goldstück geopfert und hättest dir noch eine Freude und Ehre daraus gemacht? Ja, wenn du auch sonst zäh bist und lieber nimmst als gibst, so hättest du vielleicht doch in den Sack gelangt und hättest das vornehmste Geldstück hergegeben. Du hättest gedacht: es ist gescheit, wenn ich dem Kind ein rechtschaffenenes Geschenk mache; es wird ganz gewiß einmal mir tausendfach vergelten, was ich ihm jetzt in seiner Armut gebe, wenn es einmal groß ist und ein Herr und ein König! — So hättest du gedacht. — Und mancher denkt: Ja, da gab ich viel darum, wenn ich das arme Jesuskind selber gesehen hätte und hätte ihm etwas schenken dürfen; ich wollte ja gern nichts dafür, wenn es etwas von mir angenommen hätte; das tät mir mein Lebtag die größte Freude machen! — Nun halt einmal, ist es wahr, macht es dir so große Freude? Und wünschtest du so sehr, dem Jesuskind etwas zu schenken? Ist das gewiß wahr? Wenn es so ist, so weiß ich etwas für dich. Denk nur, ich weiß einen Ort, wo man das Jesuskind noch antreffen kann, und wo es noch so arm ist, und wo es derentwegen noch seine Händlein ausstreckt, ob ihm niemand was schenken wolle. Ich will dir jetzt sagen, wo das ist, es ist nicht weit. Sieh, der Herr hat gesagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut, das tut ihr mir; und wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ — Wenn du daher einem armen Kranken einen Groschen schenkst, so ist das, wie wenn du ihn Jesus in seiner Armut geschenkt hättest. Und wenn du ein Schuhmacher bist und einem armen Kind, das bei der Kälte barfuß läuft, ein Paar Schühlein umsonst machst, so ist das gerade soviel, als wenn du dem barfüßigen Kind Jesus ein Paar Schuhe geschenkt hättest. Und es ist auch in allen anderen Dingen ebenfalls so, was man Jesus wegen den Armen gibt und tut. Und ist es nicht einmal wahr, daß es gerade so ist, wie wenn man es Jesus getan hätte; es ist noch besser. Denn es hat noch ganz besonders deshalb einen guten Geruch, weil man Jesus so aufs Wort geglaubt hat und auf seine Anweisung hin, die er vor achtzehnhundert Jahren im gelobten Land gegeben hat, heute noch einem Armen ein Stück

Und bitt're
 Sprüche hat
 der eine,
 Der and're
 Weihrauch ihm
 gezollt,
 Der dritte
 bracht' ihm
 Edelsteine
 Und Perlen
 dar und rates
 Gold!
 Und jedes
 Opfer nahm
 in Gnaden
 Und jeden
 Priester sah er
 gern:
 Sie kamen auf
 verschied'nen
 Pfaden
 Und dienten
 doch demselben
 Herrn.



Anbetung der heiligen drei Könige

Geld schenkt. — Vergiß nicht, daß du am heiligen Dreikönigstag dich etwas kosten lässest und machest, wie sie es gemacht haben, und dem armen Kind Jesus Gold oder Silber oder sonst Geldeswert opferst!“ —

Was hat denn der andere heilige Dreikönig in dem Ding drin, das so raucht? Es soll Weihrauch bedeuten; du tätest es von weitem schon riechen, wenn der Bildmacher auch den guten Geruch abbilden könnte. — Weihrauch aber opfert man nur Gott. Die heiligen drei Könige müssen sonach gemerkt und geglaubt haben, daß in dem Kind etwas Göttliches sei; das haben sie auch schon dem Stern ansehen können. Denn wegen eines gemeinen Menschenkindes wird kein besonderer Stern am Himmel aufgezündet. Und doch, wo sie in das Städtlein kommen und das Häuslein sehen und in die Stube hineintreten und die Mutter und das Kind antreffen, so sieht auch da alles gar zu armseelig aus; und man muß sich schier verwundern, daß diese Männer nicht zweifelhaft geworden sind in ihrem Kopf und nicht zu einander gesagt haben: „Wir müssen irre gegangen sein, das wird das rechte Kind und das rechte Haus nicht sein!“ — Sie haben sich nicht scheu machen lassen von dem Auswendigen und haben treu und fromm das Kind angebetet und ihm Weihrauch geopfert; und das ist gerade besonders schön an diesen edlen Männern gewesen, daß ihr Glaube nicht schwächlich am Außenwerk erst sich heben und halten hat müssen, sondern frei und stark weiter sah, als die Augen des Leibes sahen. Sie sahen im armen Kinde den König und ewigen Gott. — Sieh nun, du Christ! Diese edle Glaubenstat kannst du auch täglich üben. Erschien Christus den drei Weisen als ein geringes Kind, so erscheint er dir als eine geringe Hostie in der heiligen Messe oder Monstranz. Glaube und schaue und bete auch du an, wie es die drei Weisen getan haben, so treu und fromm und innig, und du wirst ihn dann auch schauen dürfen in seiner Herrlichkeit, wie ihn jetzt jene im Himmel schauen ewiglich.

Der dritte hat auch so ein Gefäß wie der zweite; es ist aber etwas anderes drin; es sei Myrrhe gewesen, sagt die Schrift; das ist so eine kostbare Spezerei, wie sie in heißen Ländern wächst; man braucht sie, um vornehme Tote einzubalsamieren. Ich wollt aber darauf wetten, der dritte hat selbst nicht recht gewußt, warum er gerade Myrrhen geopfert hat. Aber Gott hat es gewußt und es ihm eingegeben. Es war eine schöne Zeremonie, die der Weise geübt hat, ohne zu wissen, was es bedeutet. Hintennach wissen wir Christen es. Es soll bedeuten, daß das arme Kind einem bitteren Tod geweiht sei. —

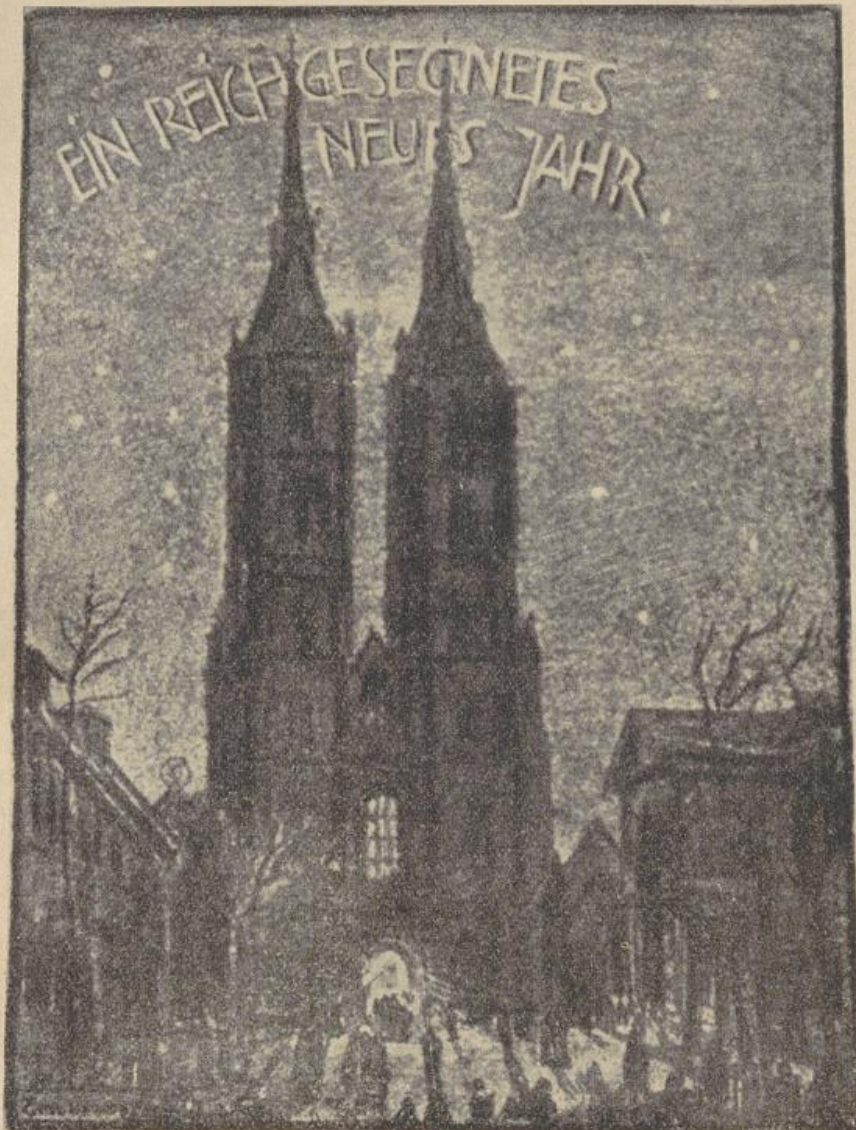
Mach dir jetzt noch selber vollends deine Gedanken, und gib acht, ob dir nicht auch noch einige Gedankenbröselein einfallen; wirf sie nicht weg; die kommen vielleicht von oben, und tu danach; — vergiß mir aber auch das Opfer nicht an Gold und Silber für das arme Kind Jesus Christus!

Alban Stolz († 1883).

=====

Unser Missionsdienst ist unser Königsdienst für Christus, ist unser Waffengang für Christi Rechte und Ansprüche, ist unsere Weihe der Welt und der Völker an Christus.

=====



Br. Zwiener

Neujahrsmorgen!

„Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf,
Das ist der beste Lebenslauf!“

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

Im Jahre 1938 begehen Capetown, das Vikariat vom Kap der Guten Hoffnung und rund eine halbe Million Katholiken in ganz Südafrika eine bedeutungsvolle Centenarfeier.

Volle Hundert Jahre sind es, daß die Katholische Kirche im Süden des Kontinentes festen Fuß faßte und ihre öffentliche Wirksamkeit begann. Im April 1838 trat nämlich der erste Apostolische Vikar von Südafrika sein Amt im eben errichteten Vikariat „der Länder südlich vom Sambesi“ an. Heute ist ein wohlbekannter Landsmann deutscher Nationalität als verehrter Nachfolger des ersten Oberhirten im vorigen Jahrhundert: der Hochwürdigste Herr Bischof Franz Hennemann P.S.M.

Aus seinem diesjährigen Hirtenschreiben — Ostern 1937 — seien hier die auf das Jubiläum bezüglichen Hauptstellen hervorgehoben. „Unsere Mutter, die heilige Kirche, leitet und unterstützt uns Jahr um Jahr in der Hauptaufgabe unseres Leben, nämlich unser ewiges Heil zu wirken. Übermals erinnert sie uns, daß der heilige, katholische Glaube der kostbarste Schatz ist, den wir auf Erden besitzen. Im vorigen und in diesem Jahre, — 1937/38 — haben wir hier in Südafrika ganz besonderen Grund, Gott für das höchste Geschenk unseren schuldigen Dank zu bezeigen. Der 24. August 1937 bezeichnete nämlich ein Ereignis von größter Wichtigkeit für den ganzen Süden Afrikas. An diesem Tage sind es volle Hundert Jahre, daß Right Reverend P. Raimund Griffith O. P., der erste Apostolische Vikar unseres Landes, in St. Andreu, Westland Row, Dublin-Irland, die Bischofsweihe erhielt. Der 13. April 1938 ist ein nicht minder wichtiger Tag in der Geschichte der Kirche von Südafrika. Denn an diesem Datum, Karfreitag 1838, kam Bischof Griffith in der Table-Bay an und am Osterfest feierte er seine erste heilige Messe in Kapstadt.

Damit feierte auch die damalige kleine Glaubensgemeinde freudige Auferstehung aus dem Grabe vieljähriger Unterdrückung und faßte „Gute Hoffnung“ — am Kap dieses Namens. 1938 begehen wir also die Hundertjahrfeier des Bestandes der katholischen Kirche in unserem geliebten Lande. Durch das 17. und 18. Jahrhundert war es für mehr als 150 Jahre infolge der damaligen Landesgesetze den Katholiken unmöglich, in Südafrika ihren Glauben öffentlich auszuüben. Alle Versuche und

kleinen Anfänge stießen auf größte Hindernisse, bis mit Beginn des 19. Jahrhunderts religiöse Freiheit proklamiert wurde. Doch erst mit Ankunft von Bischof Griffith begann die Entwicklung der Kirche und schlug das Senfkorn tiefe Wurzeln im südafrikanischen Boden.

Es wäre gewiß interessant, die Zahl der Katholiken jenes Auferstehungsjahres festzustellen. Leider fehlen historisch-sichere Angaben. Es waren nur einige Tausend im ganzen ungeheuren Vikariate von Kapstadt bis an den Sambesi hinauf. Wohl eine „kleine Herde“ gegenüber den 79 000 weißen, 2000 indischen, 33 000 farbigen und 337 000 eingeborenen Katholiken von heute.





Mariannhill Missionare auf der Fahrt nach Südafrika
Photo: Mariannhill Mission

Das schwache Reis von 1838 hat sich zu einem lebenskräftigen Baume entwickelt. Seit Bischof Griffith's Tagen wurde am Bau der Kirche Stein auf Stein gelegt. Betrachtet man die großen Schwierigkeiten der Missionen, den Mangel an Missionaren, an Mitteln und Verkehrswegen in den ersten sieben Jahrzehnten, so kann man heute nur sagen: Gott hat die Missionen Südafrikas überreich gesegnet! Darum haben wir auch allen Grund, ein gemeinsames Dankesjubiläum zu feiern.

Allerdings bleibt noch viel, sehr viel zu tun übrig und wir wollen uns mit allem Fleiße der großen Aufgabe widmen. Ein ganz besonders wirksamer Antrieb soll uns das Jubiläumsjahr 1938 werden. Die Centenarfeier sei ein Meilenstein in der Geschichte der Kirche von Südafrika und was ihm folgt, ein fortgesetzter Beweis unserer Dankbarkeit für das Bisherige. Sie erhält die Form eines Nationalen Eucharistischen Kongresses.

Machen wir uns alle empfänglich und bereit für die vielen Gnaden die Gottes Güte bei solchen außerordentlichen Gelegenheiten zu spenden pflegt. Wie einst die Jubeljahre des auserwählten Volkes, so werde 1938 ein reichgesegnetes Jahr des Herrn für Katholisch Südafrika!

Das in Kapstadt seit 1920 erscheinende katholische Hauptwochenblatt „The Southern Cross“ beteiligt sich hervorragend an der Werbetätigkeit für die südafrikanische Jubiläums-Kongressfeier. Von dieser und anderen hiesigen Pressequellen hier noch manches Interessvolles für die Leser unseres „Vergißmeinnicht“.

Die sämtlichen 24 Vikariate und Präfecturen Südafrikas sind zur Teilnahme am Centenarium eingeladen. Vereinte katholische Kraft möge die Hundertjahrfeier würdig entfalten und erfolgreich gestalten. Wir gedenken

nicht allein der Ankunft des ersten Bischofs im Lande, sondern auch seiner Nachfolger und der langen Reihe von Mitarbeitern zwischen 1838 und 1938. Der zahlreichen Missionare und Ordensschwestern, die ein Jahrhundert lang in „Tränen gesät“ und heroisch für Gottes Reich gearbeitet und geduldet haben. Der seeleneifrigen Priester, Brüder und Nonnen, die zu Fuß, zu Pferd und im Ochsenwagen die ganze Länge und Breite der Union und Rhodesiens durchwanderten, um den Weißen und Schwarzen die Schätze der Kirche mitzuteilen. Was die Oblaten, Jesuiten und eine Reihe von Orden und Kongregationen in Kapland, Natal, Basutoland, Namaqualand usw. gewirkt, das soll im Jubiläumsjahr aller Herzen mit Dank gegen Gott erfüllen und jeden Katholiken zu neuem Eifer erwecken.

Mit Bischof Hennemann, dem Vorsitzenden des ausführenden Kongress-Komitees, erwarten wir zuversichtlich reiche Geistesfrüchte von der gemeinsamen Gedenkfeier, die im ganzen Vikariate durch besondere religiöse Abungen eingeleitet und von aus der Ferne berufenen Predigern vorbereitet wird. Kapstadt arrangiert auch eine hochinteressante Ausstellung von Gegenständen und Dokumenten aus dem vollendeten Jahrhundert und von Katholisch-Südafrika wie es war und ist. Altes und Neues, woraus Entstehung, Entwicklung und Fortschritt der einzelnen Vikariate, Präfecturen, Missionen, Gemeinden, Convente, Schulen und sonstigen Anstalten übersichtlich hervorleuchtet. Die Photos der sämtlichen lebenden und verstorbenen Apostolischen Vikare, Präfecten, Missionsgründer, hervorragenden Mitarbeiter im südafrikanischen Weinberge, sowie Exemplare der katho-



Klerikernobiziat Reimlingen (Schwaben)
Am Christkönigsfeste 1937 weihten sich wieder 6 junge Christusträger
ihrem Gottkönig in der ersten hl. Ordensprofess
Photo: Mariannhiller Mission, Reimlingen

lischen Zeitschriften, Bücher, Broschüren, Zeitungen und wichtigen Schriftstücke aus dem Lande — und was immer von besonderem Interesse sein mag, dürfen nicht fehlen. Eine vollständige Religionskarte und Diagramme, die das Wachstum der Kirche veranschaulichen, werden speziellen Eindruck machen.

Zur teilweisen Finanzierung des Kongresses gibt das Vikariat sinnreiche Jubiläums-Stempelmarken zu 1 penny heraus. Die Marken finden guten Absatz und wurden z. B. in der Gemeinde von Benoni in binnen wenigen Tagen allein 1500 Stück verkauft. Extrazüge aus den größeren Städten Südafrikas werden voraussichtlich zu ermäßigten Preisen, Scharen von Kongresspilgern nach Kapstadt befördern. Die bisherigen Anzeichen versprechen eine rege Beteiligung aus allen Teilen und Ständen des Landes.

Störend wirkte allerdings auch schon längst die Gegenpropaganda protestantischer Sekten in Südafrika. Mit großem Geldeufwande werden Versammlungen und Protestdemonstrationen veranstaltet um den Kongress zu verhindern. Man befürchtet wohl irrtümlicherweise schon einen internationalen Weltkongress — und diese furchtbare „Römische Gefahr“ wollte sich vor allem die „Reformed Kerk“ vom Leibe halten. Ein gehässiges Pamphlet zirkuliert im Lande und zählt die „drohenden Fortschritte der römischen Kirche“ auf. Man will eine geschlossene Front gegen ihr „unaufhaltsames Vordringen“ bilden und alle Mittel gegen diese Gefahr mobilisieren. Das streitbarste reformierte Organ, der „Kerkbode“ vergaß sich soweit, einen Spott- und Schmähartikel gegen die hl. Eucharistie zu veröffentlichen. Unsere wackere „Southern Cross“ gab allerdings die rechte Antwort auf so viele Angriffe und nun ist es etwas ruhiger geworden im antikatholischen Lager.

Aus der Entwicklungsgeschichte der Kirche in Südafrika liefert Dr. John Colgan in der katholischen Presse sehr denkwürdige Einzelheiten. Das Wichtigste davon möge in den folgenden Nummern des Vergißmeinnicht niedergelegt sein, denn es bleibt für alle Zukunft wertvoll.

Der Nationale Eucharistische Jubiläumskongress Südafrikas findet in der zweiten Januarwoche statt. Sein Mittelpunkt ist die St. Mary's Kathedrale in Capetown, über welche nächstens ein Sonderbericht im Vergißmeinnicht folgt. Für den Einsender war St. Mary's das erste Gotteshaus in Afrika, welches er bei seiner Mariannhillreise im Jahre 1890 schon besuchen durfte.

Außer den in Kapstadt Versammelten nehmen auch die Katholiken des ganzen Landes an den Kongressfeiern vom 9. bis 16. Januar teil. In allen Städten und Missionen sind entsprechende eucharistische Dankgottesdienste für die Segnungen des vollendeten ersten Jahrhunderts.

Die katholische Weltmission steht im Dienste des göttlichen Kindes und dient dem Menschenkinde. Die Missionsarbeit für das Kind ist grundlegende Kulturarbeit zur Gesundung des Volkslebens, zur Sicherung seiner Zukunft, zu seinem Fortschritt in der wahren Kultur und Gesittung.

Was uns der katholische Glaube wert ist, zeigen wir durch Erfüllung unserer Missionspflicht. — Missionsforge ist Menschenforge für Gottes Reich!

Goldenes Priester-Jubiläum eines Missionars

Am 8. September 1937, dem Feste Maria Geburt, konnte unser alter Veteran und Missionspionier, Hochw. P. Mansuet Poll, das seltene Fest des 50 jährigen Priester-Jubiläums feiern.

Derselbe ist trotz seiner 78 Jahre noch sehr tätig. Gegenwärtig hat er das Amt eines Novizenmeisters und Rektors der eingeborenen Kleriker und Brüdernovizen in ihrem neuen von Br. Leodegar aus gebrannten Ziegeln gebauten Kloster inne, in der Nähe der Missionsstation Otting.

Ebendasselbst, im Kloster Kiva St. Joseph, (Heim des hl. Joseph), fand auch die Festfeier statt. Die Kongregation für Eingeborene wurde 1923 gegründet, von Hochw. Herrn Adalbero Fleischer, erster Bischof von Mariannhill.

Hochw. P. Mansuet CMM. wurde geboren zu Helsen an der Ems, in der Provinz Hannover. Im Alter von 18 Jahren reiste er nach Amerika, um sein Leben Gott zu weihen im Kloster.

Hochw. P. Mansuet wurde am 8. Sept. 1887 vom Hochw. Herrn Erzbischof Elber von Cincinnati zum Priester geweiht.

Zwei Jahre später, 1889, ging er nach Mariannhill, in das vom Abt Franz Pfanner neugegründete Kloster. Novizenmeister der Chorreligiosen war damals P. Amandus, der spätere zweite Abt von Mariannhill.

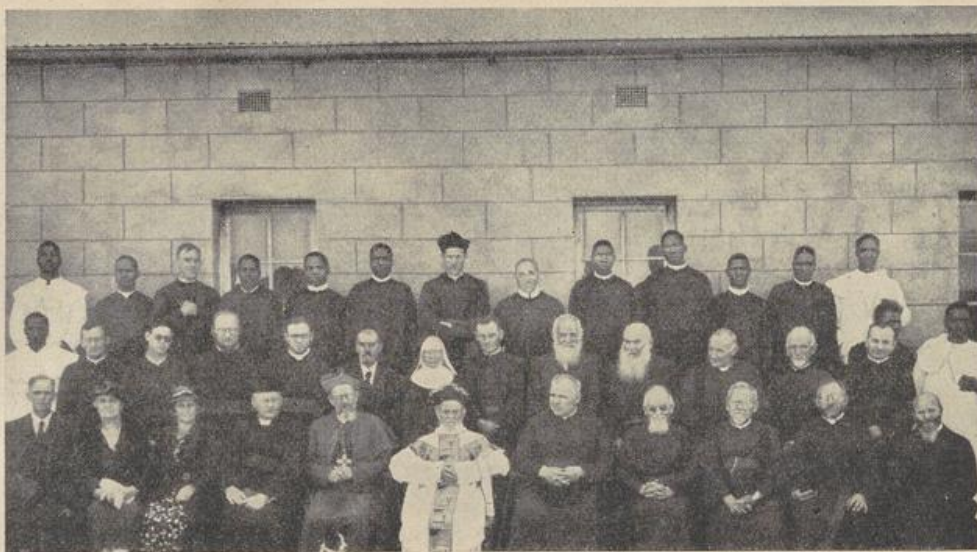
Fünf Schwestern des P. Mansuet weihten sich dem Klosterberufe. Zwei davon gingen ebenfalls, wie ihr geistlicher Bruder, nach Mariannhill. Ehrw. Mutter Hilaria, vor einigen Jahren gestorben, war 9 Jahre Provinzialoberin. Ehrw. Schwester Anacleta, welche bereits über 30 Jahre auf der Station St. Michael ihres Amtes waltet. Schw. Camilla, gestorben in Amerika. Schw. Thekla ist bei den Benediktinerinnen im Kloster der ewigen Anbetung, in Osnabrück. Die Jüngste, Schw. Esperanza, ist Lehrerin in Arizona U. S. A.

Von all seinen Geschwistern konnte nur Schwester Anacleta dem Jubelfeste beiwohnen und ihrem Bruder, dem greisen Jubilar, persönlich gratulieren.

P. Mansuets Motto war und ist jetzt noch: „Ora et labora!“

Für Neugründungen hatte er eine große Neigung und Lust, obgleich Opfer und Entbehrungen aller Art, zum täglichen Brot gehörten. Die Stationen Clairvaux, mit der Außenstation Loteni; ebenso Citeaux mit St. Katharina verdanken ihre Entstehung, dem Eifer und der Ausdauer des P. Mansuet. St. Joseph, bei Ladysmith, war eine Außenstation von Maria Katschik, 50 engl. Meilen von dort entfernt. P. Mansuet brachte St. Joseph in die Höhe. Nach wenigen Jahren hatte er einen Kranz von 20 Katechesenplätzen in der Nähe.

Der eifrige Missionar hat sich sein Leben lang nicht geschont und kein Opfer war ihm zu schwer, wenn es galt, für das Seelenheil der Eingeborenen zu wirken. Montags in der Frühe ritt er fort und kam Samstags heim. Etwas Maisbrot und die notwendigsten Bücher, wurden in die Satteltaschen verpackt. Eine Schlafdecke wurde zusammengerollt und auf dem Sattel festgeschnallt und fort ging es, Stunden und Stunden weit. Wurde er von der Nacht überrascht, bevor er eine Nachtherberge antraf, so schlief er im Gras, denn sein Bett, eine Schlafdecke, war sein unzertrennlicher Reisegefährte.



Goldenes Priesterjubiläum des Hochw. P. Mansuet Boll CMM.

Photo: Mariannhiller Mission

Daher gönnt jedermann dem abgearbeiteten P. Mansuet das ruhige Plätzchen, das er jetzt hat und freut sich mit ihm. Wie groß die Liebe und Hochachtung für den edlen Jubelgreis ist, konnte man so recht sehen am Festtag selbst. Von nah und fern eilten die Kongregationsmitglieder herbei um dem guten Pater ihre Glückwünsche zu überbringen. Der feierliche Gottesdienst, gehalten vom Jubilar in der Klosterkirche, war ungemein schön und erbauend. Vor der hl. Messe hielt der eingeborene Priester Malachias Mkwane eine Ansprache in Zulu. P. Chrysostomus tat daselbe nach dem Evangelium. Der Gäste wegen hielt er die Festpredigt in englischer Sprache. Die eingeb. Kleriker und Studenten, die mit ihrem Rektor, P. Raphael Böhmer, hierher reisten, sangen ihre schönsten Lieder in ihrer Muttersprache und in Latein.

Die beiden Franziskanerbrüder, Bernardus und Numerian, schmückten mit Hilfe der eingeb. Brüder die Kirche und den Speisesaal sehr geschmackvoll mit Palmen und Blumen aus dem nahen Urwald.

Außer Schw. Anacleta, der leiblichen Schwester des Hochw. P. Mansuet, erschienen auch noch der Hochwst. P. Reginald Weinmann, Generalsuperior der Mariannhiller und Sr. Erz. der Hochwst. S. Bischof Aldalbero Fleischer, Apost. Vikar von Mariannhill, sowie zahlreiche Patres und Missionsbrüder.

Beim Festessen hielten Hochwst. S. Bischof, Hochwst. P. General und Hochw. P. R. Böhmer, passende, fein durchdachte Reden, wofür der Jubilar herzlichst dankte.

Der Gipfelpunkt der Feststimmung entstand, als dem Jubilar, der zierlich und kunstvoll, von Schwesternhänden zubereitete Festtagskuchen präsentiert wurde. Ein nicht endenwollender Jubel brach aus, als die, auf demselben sinnvoll angebrachten Kerzchen angezündet wurden, 50 an Zahl. Erinnert an die 50 Priesterjahre des Jubilars.

Mit guter Stimmung und dem Bewußtsein, unserem guten, alten P. Mansuet eine große Freude bereitet zu haben, verabschiedeten sich am

Nachmittag fast alle Gäste. Mancher der Gäste wird wohl im Herzen gedacht haben: Leb wohl, du edler Jubilar! Auf Wiedersehn im Himmel!

Soviel der Chronist sich erinnert, ist seit Gründung Mariannhills, nur zweimal ein goldenes Priester-Jubiläum gefeiert worden. Das erste war am 4. Oktober 1900, von Abt Franz. Das zweite, am 8. September 1937, P. Mansuet.

P. Arsenius und P. Wunibald, beide über 50 Jahre Priester, lehnten eine äußere Feier ab.

Auch P. Mansuet wäre es lieber gewesen, ganz in der Stille, nur für sich das Fest zu feiern. Jedoch die Confratres, im Verein mit den Obern wünschten es und das war gut so.

Auf den Spuren von Abt Franz

Von P. Willehad Krause CMM.

Eine schmale Landzunge ragt von der südafrikanischen Hafenstadt Durban aus in den Indischen Ozean hinein, „Bluff“ genannt. Brüllend brechen sich die Wogen an der felsigen Uferspitze, versprühen zornig ihren schäumenden Gischt und rollen sich überschlagend den sandigen Badestrand hinan. Hier waren nach der mißglückten Abteigründung von Dunbrody die Trappisten im Jahre 1882 gelandet. Der damalige Apostolische Vikar von Natal, Msgr. Karl Solivet, überließ ihnen hier eine kleine Farm, bis sie endlich ihre eigentliche Heimat weiter landeinwärts fanden, Mariannhill.

Heute steht an dieser Stelle auf dem Bluff eine Missionsstation. Sie ist dem hl. Franz Xaver geweiht. Schwestern von der hl. Familie unterhalten eine Schule mit etwa hundert Kindern. Einer unserer Missionare, P. Angelicus Konieczka, versieht augenblicklich die Seelsorge auf der Sta-



Justin mit P. General, P. Rüegg und P. Angelitus im Gespräch

Photo: P. Willehad

tion, die heute im Missionsgebiet der Oblatenpatres liegt. Ihn wollte unser Generalsuperior auf seiner afrikanischen Visitationsreise besuchen. Als wir mit dem Auto auf der glatten, asphaltierten Straße über Durban hinaus auf den Bluff fuhren und ringsherum das herrliche Gartenland Natal sahen und die Villen der reichen Europäer, vergaßen wir beinahe, daß wir uns im sogenannten „dunklen Erdteil“ befanden. Wir verstanden das stolze Wort der Weißen hier zu Lande: South-Afrika a white man's country, „Südafrika, das Land der Weißen!“ Hin und wieder konnten wir von der Straße aus einen Blick in die wilden Schluchten werfen, in die Hügelketten zu

unseren Füßen, die wie ein erstarrtes Meer dalagen. Hier hört Südafrika allerdings auf, das Land der Weißen zu sein, hier haufen die Schwarzen.

Ganz so ortskundig, wie er vorgab, war unser Fahrer doch nicht. Dreimal fuhren wir an der im dichten Park versteckten Station vorbei, bis ein Schwarzer uns endlich den rechten Weg wies. Schön ist das Kirchlein mit der Muttergottes-Statue auf dem kleinen Turm, sauber die Schule, einladend das Priesterhäuschen mit der schattigen Veranda, herrlich der Blick zwischen Palmen und Bambusstangen auf die blaue See hinaus, wo in der Ferne die stolzen Dampfer ziehen.



Am Bluff in Durban
Der 80 jähr. Justin spricht mit P. General
Photo: P. Willehad

Dann kam die große Überraschung: P. Angelicus stellte uns einen greisen Schwarzen vor, einen ehemaligen Sklaven von Mozambique, der von Europäern nach Durban gebracht worden war. Justin ist sein Taufname. Er hatte im Jahre 1882 die Trappisten auf einem großen Floß über die Buche zum Bluff gefahren. Mit Abt Franz hat er gearbeitet und die Palmen gepflanzt, die heute in stattlicher Höhe das Missionskirchlein beschatten. Mit stillem Vergnügen ruht unser Blick auf den hellgrünen Rock Justins, der ganz das Aussehen einer priesterlichen Soutanelle hat. Stolz erzählt er uns, daß der erste Nachfolger von Abt Franz auf dieser Station, P. Bothry OMI., ihm diesen Mantel zum Geschenk gemacht habe. 50 Jahre also dürfte der Rock auch schon alt sein, doch nur zur Kirche und bei festlichen Gelegenheiten wird er getragen. Justin ist heute Urgroßvater, Kinder und Enkel sind brave Christen, ihn selbst sieht man jeden Morgen bei der hl. Messe. Als ich ihn photographierte, lachte er übers ganze Gesicht, mehr noch, als P. General ihm zum Abschied einen blanken Backfisch in die Hand drückte.

Eine liebe Erinnerung bleibt uns diese Fahrt auf den Spuren des ehrwürdigen Gründers von Mariannhill.

„Ich möchte gleich den Propheten und Kirchenlehrern die Seelen erleuchten. Ich möchte die Erde durchheilen, deinen Namen predigen und dein glorreiches Kreuz auf heidnischem Boden aufpflanzen, o mein Vielgeliebter! Eine einzige Mission aber genügt mir nicht! Ich wollte das Evangelium gleichzeitig in allen Teilen der Erde bis zu den einsamsten Inseln verkünden. Ich möchte Missionar sein, doch nicht nur während einiger Jahre, sondern ich möchte es von der Erschaffung der Welt an gewesen sein und es bleiben bis zum Ende der Zeiten.“

Hl. Theresia v. Kinde Jesu.

Abenteuer in Nigeria

Reiseerlebnisse von P. Winfried Gastreiter CMM.

1. In Lagos

Es war im November 1935. Auf meiner Rückreise von Afrika fuhr unser Schiff ein in den Hafen von Lagos, der Hauptstadt des Negerstaates Nigeria, mit 140 000 Einwohnern, darunter etwa 600 Europäer. Die Bucht von Lagos soll die schönste sein an der ganzen Küste rund um Afrika. Zwei Landzungen reichen weit hinaus ins Meer und schließen die Bucht ein wie liebende Mutterarme. Auf der rechten Seite reihen sich die marmorweißen Villen der Europäer wie Märchenpaläste in üppigen Gärten, prangend in den flammenden Farben der südlichen Flora. Auf der linken Seite kuscheln sich die armseligen Hütten der Eingeborenen im Schatten dichter Palmen.

Die Bucht selbst, ein ungetrübter Wasserspiegel, blizend im blendenden Licht der Sonne, war belebt von Hunderten von Kanus. In jedem Kanu stand ein Neger, nur mit einem Lendentuch bekleidet, ein Fischnetz auswerfend oder einziehend. Das wundervolle Ebenmaß der schwarzen Gestalt auf dem lichtvollen Hintergrund des Meeres entzückte wie die Idealgestalt des Diskuswerfers von Myron. Ein zweiter Neger saß im Kanu und führte das Ruder.

Lautlos glitt der Dampfer durch die blaue Flut. Die Blasmusik spielte die wohlklingenden Weisen der deutschen Heimat. Immer näher kamen wir an die Küste heran. Endlich wurde der Ozeanriese mit dicken Seilen langsam an die Kais herangezogen.

Ich stand an den Reelings des Schiffes mit meinen zwei Freunden: Dr. Rebefordes, einem deutschen Missions-Arzt aus Zululand und Dr. Lederer, einem belgischen Missionsarzt aus Kivu in Belgisch Kongo. Wir trugen die elegante Tracht der Europäer in den Tropen: weißen Anzug und weißen Tropenhelm. Mit Interesse verfolgten wir mit den anderen Passagieren die Landungsmanöver.

Der Hafen war abgesperrt. Nur einige weiße Beamte standen am



Hochw. P. Winfried Gastreiter mit den beiden Missionsärzten Dr. Rebefordes und Dr. Lederer

Photo: P. Winfried, Reimlingen

Strand, dazu einige schwarze Polizisten und schwarze Autofahrer. Einer hatte sein Augenmerk auf mich geworfen. Offenbar dachte er, mit diesem kleinen Herrn werde ich schon fertig. Kaum konnte er uns mit seiner Stimme erreichen, da winkte er mir schon lebhaft zu und rief immer wieder: „Massa taxi, Massa taxi!“ Er wollte damit sagen: „Mein Herr, bitte, nehmen sie mein Mietauto!“

Ich fragte den Führer unseres Dreibundes, Dr. Kedeufordes, und er meinte: „Wir können es ja probieren!“

Kaum war die Landungsbrücke gelegt, da überfiel uns der Schwarze schon mit seinem Angebot. Wir besichtigten das Auto. Es sah ja nicht gerade vertrauenerweckend aus. Die Reifen waren bedenklich abgenutzt, aber wenigstens war es sauber. Wir vereinbarten mit dem Besitzer und seinem Gehilfen eine 130 km Fahrt nach Abeokuta, einer Negerstadt mit 190 000 Einwohnern im Innern des Landes. Für 50 engl. Schilling sollten sie uns hinbringen und wieder zurück. Wir wollten dort zwei deutsche Ärztinnen besuchen.

Es war schon gegen Mittag, als wir starteten. Die zwei Neger in europäischer Kleidung, zwei Mohammedaner, saßen vorne und wir drei Weiße hinten.

Erst fuhren wir durch die Negerstadt. Ein Meer von kleinen, einstöckigen, schmutzigen, armseligen Häuschen mit Wellblechdach. In den engen Straßen und Gassen tummelte ein buntes Volk von Männern, Frauen und Kindern, alles schwarz, die einen als Neger gekleidet mit Lendenschürzen, die andern als Mohammedaner mit langen Hosen und langen Hemden darüber und einem schwarzen Fetz auf dem Kopfe; die Kinder meist nackt, mit glänzenden Augen, schwarz wie die Nacht und mit blizenden Zähnen, weiß wie Elfenbein.

Das ganze Leben dieser Leute spielt sich offenbar im Freien ab. Vor jedem Haus ein kleines Lädchen, die Waren auf einem Holzgestell oder einfach auf dem Boden ausgebreitet. Die einen handeln mit Tierfellen, andere mit Flechtwerk, andere mit Früchten, andere mit Fischen, Zigaretten, Reiseandenken, Tücher und Kleidern für Eingeborene. In verwirrendem Lärm schwirren die Laute verschiedener Sprachen durcheinander. Einer sucht den andern durch die Kraft seiner Stimme zu überbieten.

Oft hielten wir und sprangen aus dem Auto um uns die Waren anzusehen, sofort waren wir umringt. In englischer Sprache boten sie uns ihre Sachen an mit einem Schwall von Worten und Gebärden, wie sie eben nur der Leidenschaftlichkeit und Reckheit der Wilden entsprechen; besonders die Zungen waren unverschämt zudringlich.

Ich kaufte einen schön verzierten Dolch, zwei Landschaftsfotos, und ein Sofakissen aus buntem Leder, das noch dazu pfeift, wenn man sich darauf setzt.

Der Schmutz und Gestank überall nötigte uns die Negerstadt möglichst bald zu verlassen. Es war schon mittags 12 Uhr. Eine stechende Sonne brütete über dem Häusermeer. Aufatmend erreichten wir endlich das offene Land.
(Fortsetzung folgt)



Wie orientiert sich der Schwarze in der Zeit?

Von P. Odo Ripp CMM.

Die Weltzeit mit all dem Großen und Überwältigenden, das sich in ihr offenbart, ist wie eine Insel, die von dem uferlosen Gestade der Ewigkeit umspült wird. Es folgen sich Tag auf Tag, Monate auf Monate, Jahre auf Jahre, die den Menschen, der sie zählt, schließlich in die Ewigkeit hinübertragen. Niemand kann sich gegen diesen Strom der Zeit stemmen, alle fegt er unerbittlich weg von dem Schauplatz dieser Erde. Wohin geht die Reise, was ist ihr letztes Ziel, wenn nicht den Urgrund, das höchste Wesen zu schauen und zu besitzen, das sich einstweilen hinter allen Welträtseln verbirgt, und doch auf tausenderlei Weisen den gutwilligen Menschen sich offenbart. Allein „der falsche Zauber der weltlichen Eitelkeit verfinstert die guten Anlagen“. (Sap. 4, 12). Und so kommt es, daß vielen Menschen die Zeit kaum etwas mehr bedeutet, als die Luft den Vögeln, oder das Wasser den Fischen. Gedankenlos bewegen sich diese Wesen in dem wohligen Elemente, fristen da ihr Dasein, suchen ihre Nahrung bis sie ihrem Ende entgegensehen. Immerhin haben sie ihrem Zweck gedient, für den sie erschaffen wurden. Anders verhält es sich mit dem Könige der Schöpfung. Er allein kann sich die Frage stellen: „Dic cur hic?“ Sag mal, wozu bist du eigentlich in diesen Fluß der Zeit hineingestellt? Christen können um die Antwort nicht verlegen sein, obivohl auch unter ihnen nicht wenige sind, die vergnügt und träumerisch in ihrem Lebensfahn sitzen und ihn sorgenlos und fruchtlos dem Gestade der Ewigkeit entgentreiben lassen. Wenn solches am grünen Holz geschieht, was wird es mit dem dürren sein? Die Heiden lassen sich über solche aufrüttelnde Fragen der ewigen Bestimmung keine grauen Haare wachsen. Während Gott durch die Stimme des Gewissens und seiner Sendboten sie zur Ein- und Umkehr ruft, überhört bei vielen die Stimme der Sinnlichkeit und Gaumenlust den Gnadenruf, „man tötet Kälber, man schlachtet Schafe, man ist Fleisch und trinkt Wein (Bier)“, man ermutigt sich gegenseitig: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben.“ (Jf. 22, 12, 13). So schlägt man die Zeit tot, indem man von einem Vergnügen zum anderen taumelt. Findet der Leib seine Sättigung, so übersieht man nur allzu leicht alle Bedürfnisse der Seele. Doch tritt bei manchen eine Ernüchterung ein, wenn der Todesengel an ihr Herz klopft, und ein letzter Apell der Gnade zur Besinnung und Entscheidung ruft. Da vollzieht sich ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit, die nichts von dem hasset, was sie erschaffen hat, und gern die Sünden der Menschen verzeiht, wenn ein reuiges Geständnis noch in letzter Stunde erfolgt. Eben ist noch Gelegenheit, die letzten Augenblicke der Zeit mit Ewigkeitswerten auszufüllen.

Woran orientieren sich nun die Heiden in der Zeit, die sie meistens so schlecht gebrauchen? Was bringt Abwechslung in deren steten Fluß, von dem sie sich so unbekümmert forttragen lassen? Es sind Sonne und Mond, Tag und Nacht, die ihre Eintönigkeit unterbrechen. Der erste Bote des nahenden Tages ist der Hahenschrei. Reisende, die einen langen Weg zu machen haben, brechen da auf und steuern ihrem Ziele zu. Doch nach welcher Himmelsrichtung sollen sie da gehen, wenn es stockfinstere Nacht ist? Das zeigt der Rost an, den sie am Vorabend gegen Sonnenuntergang gerichtet haben, woraus sie dann die andern Himmelsrichtungen bestimmen. Fängt es im Osten an zu dämmern, ziehen die ersten Schimmer der Mor-



Paramentenausstellung im Piusseminar, Würzburg

Hier lieber Missionsfreund siehst Du, was Fleiß und Opferliebe zur größeren Ehre Gottes geschaffen hat. Es sei daher allen lieben treuen Mitarbeitern, sowie allen denen, die durch ihre mildtätige Hilfe beigetragen haben, auf diesem Wege ein herzliches „Vergelts Gott“ gebracht.

Photo: Piusseminar, Würzburg

genröte aus, dann ist es „Ochsenhörner-Zeit. Kumpondo zankomo.“ Denn im Zwieliicht lassen sich die Hörner der im offenen Viehtraal stehenden Ochsen unterscheiden. Steigt dann die Morgensonne mit ihren erwärmenden Strahlen neu gebadet aus dem Meere auf, so erhebt man sich vom Lager. Man streckt sich wohl, gähnt auch tüchtig, reibt sich die Augen. Mit einigen Handvoll Wasser nezt man sich, so gut es eben geht. Se nach der Jahreszeit nimmt man ein Sonnenbad um die steifen Glieder wieder gelenkig zu machen. Besonders zur Winterszeit trifft man häufig Alt und Jung, wie sie sich an diesem natürlichen Feuerherd wärmen, ähnlich den Eidechsen, die da nach Fliegen schnappen. „Das ist meine Mutter“, sagte einst ein altes Weiblein, die nach der Morgensonne ausschaute. Als ich ihr dann noch das Viaticum verabreichte, ging zum letzten Mal: „Die Sonne der Gerechtigkeit“ in ihrem Herzen auf, erwärmte und stärkte es zur Heimreise in die Ewigkeit.

Will man hier das hohe Alter einer Person anzeigen, so sagt man „sie wärmt sich an zwei Sonnen“, nämlich morgens und abends. Während nun die Sonne ihren Lauf über den Köpfen der Menschenkinder vollendet, so hat jeder Tag seine eigenen Plagen und Sorgen, wie ein hießiges Sprichwort sagt: „Kein Tag geht unter, der nicht seine Vorkommnisse hat!“ Aus dem Stande der Sonne ergeben sich die vier Jahreszeiten, die denen auf der nördlichen Hemisphäre entgegengesetzt sind. Nach der Sonnenwende am 21. Juni, kehrt sie sich allmählich dem Süden wieder zu. Wenn die Tage etwas wärmer und länger werden, sagen die Leute: „Die Sonne holt die Ackerleute.“ Im August frühmorgens erscheint die Sterngruppe der Plejaden isilimela (Pflugzeit) genannt. Nach dieser Gruppe wird der



Hochw. P. Joseph Kammerlechner CMM. im Kreise seiner Angehörigen
Photo: D. Hinterwimmer, Zacherling

Frühling benannt. Allein der hiesige Frühling ist ein säumiger Kunde, entbehrt sovieler Poesie und Lebensfreude, die sein schnelles Auftreten nach des Winters Kälte und Eintönigkeit auf der nördlichen Halbkugel in den Herzen der Menschen hervorzaubert. Monate mühevoller Sorgen ziehen sich hin bis das neue Kind geboren ist. Die Schuld daran trägt oft der Mangel an Regen. Wo dieser Himmelsfegen ausbleibt, kann die Erde kein neues Leben aufsprossen lassen. Dann sind es die kalten Südostwinde, die ungehindert über die länderlose Südsee fegen, und Südafrika daran erinnern, daß am Südpol auch ewiger Schnee und Kälte herrscht. Kommt dann bis Oktober genügend Regen, so kleidet sich die ganze Natur in ihr Festtagskleid. Es ist der Wonnemonat hier, der mit dem Mai in Europa zu vergleichen ist. Der Sommer tritt ein, „ihlobo-Bierde“ genannt.

Ende Februar bricht der Herbst an, „ukwindla d. h. frisches Essen“, wie grüner Mais und andere Früchte. Der Winter „ubusika“ ist die Zeit, wo man allerhand Gräser schneidet zum Häuserdecken, also Schneidezeit. Von einem einheitlichen Klima kann man in Südafrika nicht sprechen, da eben das Land von der Meeresküste nach dem Innern ziemlich aufsteigt und so Kälte und Hitze von der Höhenlage bestimmt ist. Wenden wir uns nun zum trauten Monde und sehen wir, wie er für die Schwarzen die Zeit bestimmt. Diese kennen weder den julianischen, noch den gregorianischen Kalender. Sie zählen ihre Monate nach den Mondphasen. Das neue Jahr beginnt etwa Mitte Dezember, wo das große Fest der Erntlingsfrüchte, der Verkündigung des Gesetzes gefeiert wurde. Hier folgen die Monatsnamen: Januar-Uhlanja, d. h. Paarungszeit der Hunde; Februar-Unbasa-Hartmais. Der Mais am Kolben wird hart, kann nicht mehr grün gegessen werden. März-Umbasa-Feuermont. Da es schon frisch wird, zündet man Feuer an. April-Unhlaba-Monmonat. Es erscheint die feuerrote Blume an der Staude. Mai-Unhlangula-Wegfeger. Der

Wind zerfließt Stengel und Blätter. Juni-Umquba-Treiber. Die Winde treiben Staubwolken vor sich her. Juli-Untulikazi-großer Staub. Die Winde wirbeln zu weissen Staubwolken auf, die die Sonne verdunkeln. August-Uncwaba-Grüner Monat. Das Gras fängt an zu sprossen. September-Umandulo-Vorläufer der Pflugzeit. Oktober-Umfumfu-Sproßmonat. Bäume und Sträucher schlagen aus. November-Ulwezi-Larvenmonat. Manche Bäume hängen voller eingepuppter Raupen. Dezember-uZibandlala-Pfadverdecker. Das wuchernde Gras verdeckt die Pfade.

Der Wandel des Mondes in seiner Zu- und Abnahme wird mit verschiedenen Namen belegt. Es gibt da „eine Scherbe, Blase“ und schließlich tritt der „Tod“ ein. Die Römer meinten, der Mond lüge, weil der zunehmende Mond nördlich vom Äquator die Form eines *decrescit* hat, während der abnehmende Mond in der Form eines *crescit* erscheint, also den Beobachter auf falsche Fährte führt. Hier unten kann man dem Monde so etwas nicht nachsagen, er ist ehrlich und bekennet offene Farbe. Wenn er wächst, so steht er so *crescit*, schwindet er, so bekennet er im Angesichte aller Antipoden seine Schwindsucht und zeichnet in den Himmelsraum ein *decrescit*. Ist der Mond „gestorben“, so legt sich eine gewisse Trauer und feierliche Stille über die Natur, an der die Schwarzen einen innigen Anteil nehmen, indem sie sich mehr in Zurückgezogenheit halten und von Vergnügungen fern bleiben. Schaut aber das Männchen im Monde mit vollen Backen und offenen Augen auf die Bantuleute nieder, so ist er Zeuge manch heiterer Spiele und bunten Treibens, vielleicht gewahrt er auch manches, das ihm die Augen mit Schmerz und Scham verhüllen läßt. „Wirklich“, muß er sich sagen, „das ist ein wankelmütiges Geschlecht, es ist als ob es an meiner Wandelbarkeit teilnehmen.“ Doch, lieber Mond, daran bist du nicht Schuld. Sein Verderben kommt aus ihnen selbst, weil es in der Zeit nicht hört auf die Stimmen, die vielfach aus der Ewigkeit herübertönen, und es zum Dienste des Königs der Ewigkeit einladen. „Denn Gott hat sich durch Wohltun nicht unbezeugt gelassen, er spendet euch vom Himmel her Regen und fruchtbare Zeiten, gab euch Nahrung und erfüllte eure Herzen mit Fröhlichkeit.“ (Act. 14. 17, 18). „Allein, dies Volk hat keine Einsicht, es ist ohne Erkenntnis. O, daß es Einsicht hätte, und es verstände und voraussähe, welches sein Ende sein wird.“ (Deut. 32. 28.).



Wie durch eine Heirat ein Königreich gerettet wurde

Von P. Odo Ripp CMM.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er in seiner Schwäche und Ohnmacht sich um Gesinnungsfreunden und Bundesgenossen umsieht: Denn Wehe dem Alleinstehenden. Er wird bald das Opfer seines mächtigeren Gegners sein. So ist es sowohl im Einzelleben der Menschen als auch im Leben ganzer Völker. Schutz- und Trugbündnisse werden geschlossen, um sich gegen Ubelgesinnte behaupten zu können. Daß man auch

durch eine Heirat ein friedliches Nebeneinander von Staaten oder eine Vergrößerung des Länderbesitzes erreichen kann, lehrt die Geschichte.

Auf diesen Gedanken verfielen auch die Amafwazi. Im Norden vom Zululand, zwischen Transvaal und Portugisch-Mocambique eingebettet, liegt das kleine Swaziland, das etwas größer als das Land Baden ist. Bis jetzt hat es seine Unabhängigkeit bewahrt und steht unter dem Schutzmantel des britischen Weltreiches. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Amafwazi beständig von den Zulus und den Buren bedroht waren, da besprachen sich die Großen des Reiches, wie man dieser Gefahr begegnen könnte, und es reifte in ihnen der Gedanke eine Prinzessin an die Engländer zu verheiraten. Schon hatten sie einige Gesandte zu diesem Zwecke an den Vertreter Englands nach Mariburg in Natal geschickt, nämlich an Theophilus Shepstone oder Somsewu, wie er bei den Einheimischen hieß. Dieselben aber wurden von den Zulus, deren Land sie zu durchkreuzen hatten, getötet, und ihrer Geschenke beraubt. In dieser Notlage gingen nun zwei Hauptleute der Amafwazi uMpikeli zum König und legten ihm folgenden Plan vor. „König, sieh da, das ist unsere Lage. Es ist offenbar, daß unser Land zu Grunde geht. Von Norden rücken uns die Buren immer näher auf den Pelz, vom Süden wird der Zuluskönig uCetshwayo, der jetzt seine rebellischen

Brüder bei eNdondakusufa (am 2. Dez. 1856) niedergerungen hat, wieder bei uns einbrechen, die Überbleibsel unserer Herden wegführen. Dann werden wir vor Hunger sterben, und unsere Kinder werden des Todes sein. Da unsere Lage so ist, o König, ist es billig, daß Eure Hoheit auf ein Mittel sinne, was da zu machen sei, und nach einem Zufluchtsorte suche, wo wir uns bergen können. Wir, o König, sind der Ansicht, daß die Engländer ein mächtiges Haus sind, das die Buren im Schach halten, und die Zulus verhindern kann. So möge denn der König Umschau halten unter seinen Töchtern und eine Prinzessin aussuchen, die an uSomsewu verheiratet werden könnte, damit er uns schütze vor den drohenden Feinden, die es auf unseren Untergang abgesehen haben. Es soll eine Verwandtschaft zwischen unse-



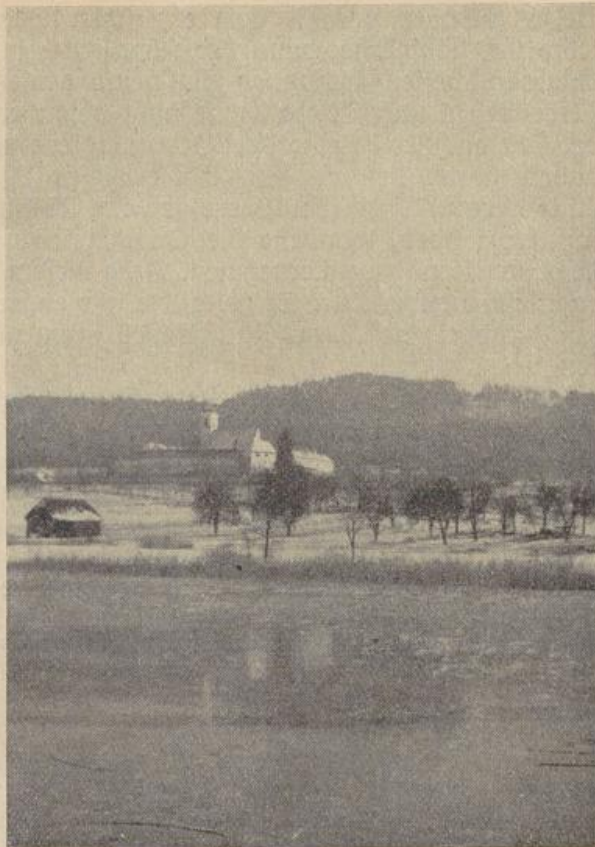
Missionsbrüder tummeln sich auf dem Eis
des Längsees, St. Georgen

Photo: P. D. Sauerland, Rieberg

rem und dem englischen Hause hergestellt werden, damit wir frei aufatmen können im Angesicht unserer Gegner."

Als der König Umsivazi diesen Vorschlag angehört hatte, sagte er: „Ihr Männer, ihr habt Recht. Auch ich habe eingesehen, daß unser Land in Gefahr ist. Es steht schlimm um uns. Was ihr da sagt ist wirklich ein Manneswort. Wenn auf uSomsevon, der ein Weißer ist und nur eine Frau hat, so glaube ich doch, daß er mein Kind nicht verweigern wird, er wird es annehmen, übrigens kann er es seinem schwarzen Adjutanten geben. Das genügt. Eine Verwandtschaft wird immerhin dadurch begründet werden."

Alsogleich schickte der König eine große Gesandtschaft mit der prächtigen und klaren Meldung, daß das Haus der Amangiwane (amaSivazi) die Absicht habe, eine Prinzessin an das Haus Englands zu verheiraten. Als die Unterhändler bei M. L. Shepstone mit dem Antrag vorstellig wurden, war er sehr erstaunt über eine solche fremdartige Sache. Schließlich sagte er: „Was soll ich da tun, ich bin ein weißer Mann, habe schon Frau und Kinder, nein, ich nehme sie nicht an. Doch werde ich sie meinem schwarzen Gehilfen geben, der wünscht sich mehrere Frauen. In dem Sinne nahm er die Prinzessin an und dankte sehr für dieses Geschenk. Um diesem Dank Ausdruck zu geben, schickte er an den König zwei Wagen voller Waren mit Decken und dgl. Zugleich schickte uSomsevon eine Gesandtschaft zum Zuluskönig uMpande, die ihm befahl, einige Männer nach Mariburg herunter zu schicken. Diesen wurde nun erklärt, worum es sich handle, und uMpande sollte dafür sorgen, daß diese Wagen ihren Weg durch Zululand unbehindert nehmen könnten. Denn der Amasivazi-König sei jetzt sein Schwiegervater. Diese Erlaubnis wurde von uMpande gewährt, und die Durchfahrt durch Zululand vollzog sich ohne jede Belästigung. Überall wurden die Amasivazi gastlich bewirtet und freundlich beherbergt. Als dann erfolgte die Brautfahrt der Prinzessin uTifofati von Sivaziland. Nach Landesitte wurde sie von einigen Brautjungfern begleitet. Bei ihrer Ankunft in Mariburg, übergab sie M. L. Shepstone seinem Polizeidiener uNgoza. Als Gegengeschenk ließ der König die Wagen mit Elfenbein und kostbaren



Missionshaus St. Georgen a. Längsee im Winter
Photo: P. D. Sauerland, Riebegg

Belzen beladen und sie dem englischen Beamten übergeben. Von da ab lebte das königliche Haus der Umaswazi in friedlichen Verhältnissen mit England, dessen Schutz es bis heute genießt. — Leider war das keine Liebesheirat und Lifokati war nicht besonders glücklich bei ihrem Manne, der sich nachher in eine der Brautjungfern vergaffte. Als der Sivazikönig davon hörte, ließ er den Vater dieses Mädchens mitsamt seiner Familie töten und zog sein Vermögen ein. Als nach einigen Jahren der König uMswazi starb, wandelte die Zulus wieder die Lust an, einen Raubzug in dessen Land zu unternehmen. Doch diesem Ansinnen widersetzte sich der englische Gouverneur. Er gestattete nur einen Höflichkeitsbesuch in Sivaziland, wobei die Zulus ihr Beileid zum Tode des Königs ausdrücken konnten.

Als Zugabe noch eine heitere Episode betreffend dieses G. F. Shepstone, die ihm einen weniger brillanten Erfolg eintrug. Einst besuchte er mit einer Truppe Polizisten den Zulukönig uCetschwaho. Dieser wollte seinem Gaste einen Kriegstanz seiner Truppen vorführen am Krokodilfluß. Da die Engländer mit Gewehren bewaffnet waren, und eine kleine Kanone mit sich führten, sprach uCetschwaho zu uSomseiw (L. Shepstone): „Vater, bitte gebe meinen Soldaten eine kleine Probe mit dem Gewehr schießen, deine Begleiter mögen da blind schießen am Fluße.“ uSomseiw beredete die Sache mit seinen Mannen. Doch meinte der Kapitän: „Wer-

den da die Burschen des Cetschwaho nicht erschrecken beim Knattern der Gewehre, da sie ja so was noch nie gesehen haben?“ „O nein,“ sagte der König, „keineswegs werden sie erschrecken.“ Sie wurden nun in die Nähe kommandiert, und noch mal gemahnt, doch ja nicht vor Angst das Hasenpanier zu ergreifen. Es sei weiter nichts als nur ein Spiel. Der weiße Herr will dem schwarzen König nur eine Probe vorführen.“

Nun wurde eine Salve in die Luft abgegeben mit den Gewehren. Ebenso brummte die Kanone, bum, bum, bum, in die Luft. Es zuckte wohl etwas in den Gliedern der schwarzen Krieger, aber keiner fiel vor Schrecken um, und sie sagten: „Ei was, das ist ja nur reine Luft.“

Als die Demonstration des weißen Könnens dann



Missionshaus Maria-Anna-Höhe im Winter
Photo: P. D. Sauerland, Riedegg

zu Ende war, sagte T. Shepstone: „So jetzt zeigt auch ihr, was ihr könnt, führt euer Spiel auf. Stellt euch Reihenweise hier in der Nähe auf.“ Es erfolgte nun ein dröhnendes Kriegsgeschrei, die Schilde wurden über den Köpfen zusammengeschlagen und es erbehte die Erde unter dem Stampfen ihrer Füße. Bei diesem Heidenlärm scheuten die Pferde der Engländer, einige sprangen über die Umzäunungsmauer, andere kletterten auf die Hütten, warfen die Reiter ab und zerrissen das Geschirr. Das war nun eine gründliche Blamage für Herrn uSomseivn, er wurde unwillig und sagte: „Was, ihr spielt mir einen Streich? Du erschrickst mich, mein Sohn, was will das heißen? Willst du etwa in den Sattel steigen? Gib Acht, daß ich nicht etwa meine Soldaten dir auf den Hals bringe.“ uMasipula, der Anführer des Kriegstanzes sagte beschwichtigend: „Nicht so ist's gemeint, mein Herr, das ist so bei uns Sitte und Brauch. So wird bei uns gespielt.“ Der etwas beschämte Herr uSomseivn nörgelte noch weiter und die Zulus hatten alle Mühe sich vom Verdacht irgendwelcher böser Absicht rein zu waschen. Schließlich zog er mit seiner Truppe ab, und zu seiner Beschwichtigung sandte ihm der König einige Stück Vieh nach, die er auch annahm. Nachher entstand unter den Großen vom Zululand ein langwieriger Streit, weil man fürchtete dieser Vorfall mache der Herrschaft des Volkes ein Ende. uMasipula wurde vergiftet und die Prinzen des Königs gerieten in Uneinigkeit, was dann im Jahre 1879 den Zulu-Krieg herbeiführte, wo die Engländer das Land entgültig unterjochten.



St. Matthäus am großen Fluß

(Schluß)

Hier feiert der Hohepriester bald Sein erstes Weltopfer auch an diesem neuerwählten Punkte Seines Gnadenreiches. Hier besucht der Gute Hirte persönlich seine afrikanischen Schäflein in der Zerstreuung. Er erfüllt Sein letztes Wort bei Matthäus: „Seht, Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt!“ Selig, die nicht sehen — und doch glauben, und in diesem freudigen Überzeugtsein ihre Mission vollbringen. Denn die Tatsachen der katholischen Religion sind ja keineswegs bloß „idealer Gedanke“, sondern vielmehr die wirklichste Realität unter der Sonne. Was Gottes Vatergüte von Ewigkeit her beschlossen hat, das vollzieht Er jetzt in der Zeit! Und was Christus verheißen und bewirkt hat, das schenkt Er nun auch diesem Ort und Volke. Damit verglichen, bleiben alle bloß materiellen „Realitäten“ winzige Nebensache . . . In diesem Licht wollen Missionsgründungen erfasst sein. Dann beglücken sie den Missionar und seine Getreuen in der Heimat.

Unser Material zum hiesigen Kapellenbau war an Ort und Stelle das billigste: Holz, Erde und Stroh. Aber Holz und Erde wurden diesmal anders verbunden als auf früher geschilderte Art. Nur die vier Ecken bekamen eine kräftige Rundholzfäule. Auch die Türen und Fenstereinfassungen leichtere Pfosten. Zwischen diesen dann Flechtwerk von Wattelstecken mit Lehmanwurf von außen und innen. Da die lange Rückwand keine Fenster erhielt, wurde sie aus massiven Rasenstücken aufgeführt. Das ganze Mauer- und Flechtwerk nicht über drei Meter Höhe. Dieser „gemischte“ Unterbau wurde sodann „echt afrikanisch überdacht“, nämlich von einem am Ort passend gezimmerten Rundstangen-Dachstuhl in un-

gefähr rechtwinkliger Steigung. Die 3—5 Zoll dicken Sparren tragen auf je ein Fuß Zwischenraum die ringsum laufenden Lattenreihen, ebenfalls gewöhnlich Wattlestecken. Die Dachform ist meistens der Doppelwalm, wegen seiner Zweckmäßigkeit und größeren Haltbarkeit gegen afrikanische Stürme. Unter dem östlichen Walm wird gerne ein Zimmerchen für den Missionar oder Lehrer eingerichtet und mit einer senkrechten Zwischenwand bis zum Dachfirst abgeschlossen. Diese Wand bildet dann den Hintergrund für den Altar der Schulkapelle. Das Zimmer dient auch als Sakristei und Beichtraum — bei offener Türverbindung mit der Kapelle. Wenn die Baukasse es ermöglicht, wird über dem Altar ein Plafond aus halbzölligen Ceilingboards angebracht. Das gibt der ganzen Kapelle ein würdigeres Aussehen und verhindert, daß „Abfälle vom Strohdach“ Störungen im Heiligtume machen während der Feier. Unser kleines St. Matthäus konnte sich diese Altarschutzhölzer erlauben. Der einfache Altar bekam auch noch eine andere Auszeichnung: eine fast lebensgroße Statue. Aber sie war aus Gips und somit doppelt schwer zu transportieren. Wie eine solche kostbare Last an Ort und Stelle bringen? Verladung auf dem Ochsenwagen oder auf den Kopf der Eingeborenen blieben ausgeschlossen. Ich sann nach einem besseren Mittel und fand es: Die Statue wurde sorgfältig in eine leichte Kiste verpackt und auf eine Zweiräder-Handkarre geladen. Dann ging es vorsichtig von der englischen Hochburg aus zutale. Ein zuverlässiger Schwarzer führte die Karre und ich half ihm an schwierigen Stellen. Wo es steil abwärts ging, hielt ich die Ladung mittels angebundenem Strick mit aller Kraft von zu schnellem Tempo oder gar völligem Durchgehen zurück. Das ist freilich leichter gesagt als getan. Endlich kamen wir nach langer gefährlicher Fahrt in St. Matthäus an. Als ich aber die Kiste öffnete, hatte die Statue doch trotz aller Behutsamkeit den — Kopf verloren! Zum Glück beim Unglück war es jedoch nur ein glatter Halsbruch ohne Zersplitterung. Die erste Arbeit des nächsten Tages heilte dann den Schaden durch Einschlebung eines Holzstübens und Kitt, so daß beinahe nichts davon sichtbar blieb.

Als Bauehilfen hatte ich gewöhnlich zwei gutgeübte Zulus, die auch für die kalte und warme Küche sorgen mußten — in einfachster Landessitte. In den 3—4 Bauwochen war ich auch zuweilen allein unter dem südlichen Sternendach und dem neuen, selbstgezimmernten Obdach. Manche sonderbare kleine Erlebnisse sind noch in guter Erinnerung. Einst ruhte ich des nachts auf dem Feldlager im werdenden Zimmer hinter dem künftigen Altare. Die Tagesarbeit hatte mich recht ermüdet und ich schlief eben fest ein. Da saust es wie ein schwerer Fausthieb auf meine Schlafdecke. Natürlich wurde ich ganz wach, konnte mir aber nicht denken, wer denn zur verschlossenen Türe eingedrungen sein könnte. Der Bau stand ja ziemlich entfernt von Eingeborenenhütten und Weiße kommen nicht in diese entlegene Welt. Ich wartete Weiteres ab; da sich aber nichts mehr regte, so machte ich endlich Licht und fand auf meiner Bettdecke einen schweren Klumpen Lehm, der von der frischbevorfenen Wand herabgefallen war.

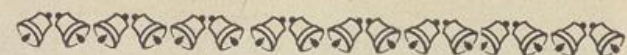
Nun schreckte der ruhestörende Geist nicht mehr. Später auch nicht die Nachtvögel über meinem Kopfe auf dem Dache, wenn sie lautes Geräusch machten oder ihre wenig anheimelnden Rufe ertönen ließen. Vielmonatliche Arbeiten an solchen einsamen Plätzen machen mit der Zeit unempfindlich gegen dergleichen und vertraut mit der tiefen Stille der Natur, die so manchen auf die Dauer unerträglich scheint und doch jene beglückt, denen sie zur heiligen Gottesnähe geworden ist.



Hauskapelle von St. Paul zur Weihnachtszeit
Photo: Mariannhiller Mission

Die Fertigstellung eines Außenpostens der Mission erfordert geraume Zeit. Zwei bis drei Monate genügen nicht immer. Das Herbeischaffen alles Nötigen, die vielen Wege hin und her, die Ungunst des Wetters und die unpässlerbaren Flüsse und schlechten Straßen verzögern oft die Arbeit. Die Bauleute wollen wenigstens an Sonntagen den Gottesdienst mitfeiern und das heißt viele Reisetunden opfern. Nicht selten läßt die Hilfe der Eingeborenen den Missionar im Stiche, wo er sie am meisten benötigt. Da heißt es also: Eile mit Weile und endlose Geduld! Vom ersten Beilich beim Aufspitzen der Vermessungspfähle bis das Kreuz der katholischen Mission auf dem Dachfirst des neuen Außenforts glänzt, läuft eine Kette von Arbeit, Mühe und Entbehrungen, nur jenen bekannt, die „dabei waren“. Umso größer ist dann auch die unschilddbare Freude, wenn endlich wieder eine Aufgabe getan und ein neuer Missionsposten eröffnet ist. Wenn der König der Welt zum ersten Male die erwählte Stätte heimsucht unter den Afrikanern und sie, vielleicht für alle Zukunft, mit zahllosen Wohltaten der Liebe Seines Herzens beschenkt! Solch reines Glück empfinden die europäischen Miterbauer wohl am tiefsten und sie würden es mit keinen Schätzen der Erde vertauschen.

Sanct Matthäus am großen Flusse feierte sein Eröffnungsfeft unter besonders tröstlichen Umständen. Der Kapellenraum erwies sich auch bald als zu klein und so begann nicht lange darauf der Bau einer Extrachule daneben. Denn auch die Leute und Kinder jenseits des Umzimkulu sollten die Vorteile der Neugründung genießen, wenn immer der Wasserstand es ermöglicht. Als der Dachstuhl auf den Mauern saß, fehlte es diesmal an Stroh zum Decken. Am anderen Flußufer war solches zu haben, aber wie kam es herüber und den mehr als 100 Fuß hohen Bergwall herauf? Jemand wußte guten Rat, der auch gleich praktische Tat wurde. Jenseits und



Allen lieben Lesern und Freunden
des „Vergißmeinnichts“ wünscht die
Mariannhiller Mission, Verlag und
Schriftleitung

ein gnadenreiches, glückseliges
Neues Jahr!



diesseits auf der Höhe rammt man einen festen Pfahl ein. An dessen Spitze kam je ein Rädchen mit endloser Manilaleine. Dann schwebte Bündel auf Bündel Stroh am laufenden Band zur Baustelle heran. Die Eingeborenen staunten über eine solche Erfindung, die ganz über ihren Horizont ging. Hundertmal hätten sie sonst mit Kopflasten das steile Ufer erklimmen müssen. Nun aber kam die Schule rasch unter Dach und Fach und konnte dem Gebrauch übergeben werden.

Bald konnte ich auch ein nettes Glöckchen auf einfachem Stangengerüst in Schwingung versetzen. Mein Lebtag werde ich jene friedvolle Abendstunde nicht vergessen, wo in St. Matthäus zum ersten Male der Angelus (Abegrüß) durch die Berge und Täler hallte. Der erste geweihte Glockenton in dieser Gegend seit Erschaffung der Welt! Ist es nicht eine Gnadenbotschaft des Himmels an die afrikanische Erde? Ein hoffnungsvoller Advent des Reiches Christi am großen Fluß! Der König ist in seine entlegene kleine Residenz eingezogen — aber nicht anders wie überall, nämlich durch Seine Wegebereiterin und Vermittlerin alles Guten: Maria und die katholische Kirche!

Im sechsten Missionsort finden die Afrikaner nun auch den vierfachen Schatz der heiligen Evangelien in ihrer Zulu-Muttersprache. Lassen wir zum Abschied von der trauten Stätte einige Stellen der frohen Botschaft des heiligen Apostels und Evangelisten Matthäus auf uns wirken. Seine 28 Kapitel enthalten die zahlreichsten Missionsterge wuchtigen Inhaltes. Eine Auslese würde schon mehrere Seiten füllen. Von der Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande bis zur letzten Anbetung der Jünger auf dem Berge des Scheidens vernehmen wir das Wort der Sendung an die Völker. Schon in Bethlehem beruft der göttliche Welterlöser alle Rassen in Sein Reich. Auf dem Ölberge aber war Sein letztes Wort: Mein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden. *G e h e t u n d l e h r e t* alle Völker. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Seht, Ich bin für immer bei euch bis ans *E n d e*!“ Und wann wird dieses Ende sein? Christus sagt es uns durch Sankt Matthäus 24, 14: „Wenn die frohe Botschaft vom Reiche in der ganzen Welt für alle Völker verkündet sein wird, e r s t d a n n k o m m t d a s *E n d e*.“



Mota Sahab

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Fortsetzung

„Ganz richtig, Nurali, so ist es auch hier mit den Büchern. Einige, die hohen und dünnen, stellen die Kamele dar; die großen, dicken die Elefanten, einige die Pferde, andere die Ochsen, einige die Schafe, andere die Ziegen; einige die Affen, andere die Papageien. Wie man nun die Tiere nach ihrer Art, Größe und Farbe unterscheiden kann und sie demnach auch zusammen tut, so kann man auch diese Bücher durch ihre Größe, ihren Einband und ihre Farbe leicht unterscheiden und muß sie dann auch zusammenstellen, wie sie zu einander gehören, jedes zu seiner Art, zu seiner Kaste. — Nun schau dir einmal deine Zusammenstellung an: da steht ja hier unten ein Kamel zwischen den Elefanten; hier stehen ein paar Ochsen bei den Schafen — du kannst es ja an den Einbänden sehen —, und da sind einige Affen unter die Papageien geraten! Siehe, die gehören dahin, und das und dies müssen dorthin. So, jetzt sind alle geordnet!“

Nurali schmunzelte vergnügt. Er hatte es erfaßt.

„Weiter, Nurali, — können die Tiere und wir Menschen auf dem Kopfe gehen und stehen?“

„Nein, nein, Durchlaucht, das geht nicht dafür haben wir die Füße.“

„Ausgezeichnet, Nurali, — was nun bei uns der Kopf ist, das ist bei den Büchern der obere Teil, wo die goldene Schrift oben am Rücken derselben steht; das ist nämlich das eigentümliche bei den Büchern: sie haben ihr Gesicht hinten, während wir es vorn haben!“

Ein freudiges Licht der Erkenntnis glänzte auf Nuralis braunem Antlitz, und im Nu hatte er die auf dem Kopfe stehenden Bücher mit dem Titel richtig nach oben gestellt.

„So, Nurali“, sagte ich belobigend, „jetzt ist alles in Ordnung. Willst du dir das nun fürs nächste Mal merken?“

„Ja, Sahab!“ beteuerte er befriedigt.

Ob schon die Bänke in der Kirche schon am Samstag genügend abgestaubt wurden, machte sich Nurali am Sonntag vor dem Gottesdienste gerne wichtig und fuhr mit seinem Turban noch einmal über die Bänke hin, wenn schon Leute in der Kirche waren. Davon war er bald kuriert, indem ich ihm sagte: „Nurali, sei doch geschäftig! Du machst dich ja selber schlecht! Müssen sich denn die Leute nicht selber sagen: Nurali ist ein Faulenzer. Er hat gestern seine Pflicht nicht getan?“

„Das ist aber auch wahr, Sahab“, entgegnete er betroffen.

Nurali als Mussaul

Wozu kein Hindu-Kastenmann sich jemals herbeigelassen hätte, dazu verstand sich Nurali ohne die geringste Schwierigkeit: — zum Lampenputzen.

Viel Arbeit war mit diesem Amte nicht verbunden. Meine Zimmerlampe mußte täglich und die Lampen in der Kirche einmal in der Woche gepußt werden. Zu dieser Arbeit aber nahm sich Nurali reichlich seine Zeit. Mit aller Gemütlichkeit hochte er dann nach Indierart zusammengeklappt wie ein Taschenmesser auf der Veranda vor der Lampe und bediente sie.

Ich habe mich oft gewundert, wie lange die Indier in dieser hochenden Stellung beim Arbeiten und Unterhalten verharren können. Es scheint sie aber gar nicht zu ermüden, im Gegenteil ihnen sogar angenehm zu sein. Offenbar hat die Natur ihnen auch zu diesem Zwecke flache Waden und Oberschenkel gegeben, denn nur dadurch wird es möglich, die Oberschenkel so fest auf die Unterschenkel zu klappen, daß das Gefäß die Fersen berührt und die Knie in die Achselhöhle hinaufreichen. Uns Europäern will das nicht gelingen. Ich habe ein paar Mal — natürlich bei verschlossenen Türen — diese Sitzstellung versucht, bin aber dabei immer auf den Rücken gefallen. Vielleicht haben andere mehr Glück. Ich bezweifle es aber sehr.

Nurali setzte nun bei seinem Puzverfahren ganz besonders den Zylindern zu. Die meisten von ihnen hielten aber solche Reibereien nicht aus. — Bittere Erfahrungen brachten jedoch den allzu strammen Mussaul zu besserer Einsicht und zu mehr rücksichtsvoller Behandlung.

Nun wollte einmal die vorzüglich gepußte Lampe doch nicht brennen. Die Ursache war bald entdeckt. Der Docht war so kurz geworden, daß er das Petroleum nicht berühren konnte. Das hatte Nurali nicht gemerkt. — Ein anderes Mal brannte die Lampe wieder nicht. Der Docht war lang genug, und die Kugel war gut gefüllt. Aber das Petroleum kam mir merkwürdig hell vor. Ich rief Nurali herbei. Befragt, was für ein Öl er benützt habe, antwortete er verschämt lächelnd: „Das gewöhnliche Öl, Sahab, aber es war zu wenig und da hab ich ganz reines Wasser dazugetan.“

„Aber, Nurali, wie kamst du denn auf diese Idee? Hast du denn jemals Wasser brennen sehen?“

„Nein, Sahib, aber ich meinte, das Öl sei noch stark genug!“

Großartig! — War ich da nicht wirklich beneidenswert, in Nurali einen solchen pfiffigen Lampenputzer zu haben?

Nurali als Mali

Die Arbeit des Mali bestand darin, täglich die Topfpflanzen und die Oleandersträucher vor der Kirche zu bewässern und dieselben, wie auch den Boden um die Bäume herum, von Unkraut rein zu halten. — Für diese Beschäftigung hatte Nurali eine ganz besondere Vorliebe. Erinnerte sie ihn doch, in etwa wenigstens, an seine frühere Tätigkeit als kleiner Landwirt daheim.

Wie er nun in der hochenden Stellung andächtig die Unkrautpflänzchen ausriß, die Erde von ihren Wurzeln abschüttelte und dieselben zu einem Häufchen neben sich legte, die Bierpflanzen von etwaigen abgestorbenen Blättern befreite, die Erde im Topfe wieder auflockerte, und so gemächlich von einem Topf zum andern rutschte, schienen seine Gedanken unwillkürlich zu seinem Heimatdorf in Bhopal zu wandern, wo an der einen Ecke eines kleinen Grundstücks seine ärmliche Hütte steht. Dort sieht er sein sorgenvolles Weib eifrig beschäftigt und seine kleinen Rangen lustig herumspringen, während er, ihr Vater, in der Fremde den nötigen Unterhalt für sie verdienen muß. Denn der Erlös aus dem einen Felde genügt nicht, um, wie er sagt, „so viele Mägen zu füllen“. So weilt sein Herz, besonders während dieser ruhigen Arbeit, gerne bei den lieben Seinen, und eine beseligende Stimmung stiller Zufriedenheit ergreift ihn. Könnte er seinen Gefühlen poetischen Ausdruck verleihen, so würde er sicher beglückt vor sich hinsagen:

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!

Gibt Gott mir nur gesundes Blut,

So hab' ich frohen Sinn.“

Nur würde ihm das Wort vom „frohen Sinn“ nicht so recht frisch von der Leber kommen, vielmehr ein sehr starker Wunsch sich seiner bemächtigen, der Wunsch nämlich: „Gäh! Gott mir auch das nötige Geld, um meine drückenden Schulden zu bezahlen! Ja! — dann wäre ich wirklich von Herzen froh.“

Er mußte halt immer an den Mann denken, der ihn mit einem Schuldschein prellte und ihm mit Beschlagnahme seines Häuschens und Geldes drohte. Das war der unheimliche und herzlose Marvari oder Geldleiher, bei dem er, um seine

Hochzeit gebührend feiern zu können, hundert Rupien geliehen und für die doppelte Summe unterzeichnet hatte. Nun hatte er schon in all den Jahren mehr als die ganze Summe an Zinsen bezahlt. Aber statt abzunehmen, stieg wegen des hohen, über hundertprozentigen Zinsfußes seine Schuld immer mehr, da er die Zinsen nicht aufbringen konnte. So war er dem Wucherer einfachhin ausgeliefert.

Allein, im Gedanken, daß alles seine Zeit habe und daß fast alle kleinen Leute in derselben Lage seien wie er, ließ er sich nicht von diesen Sorgen niederdrücken. Er schlug sie vielmehr in den Wind und ließ sich seinen Reis und seine Zigarette nicht weniger gut schmecken. So pflegte er denn seine Pflanzen ruhig weiter und ließ sich wohl sein in der sonnigen Gegenwart.

Bei dieser aufmerksamen Pflege ließ es der gute Nurali aber nicht bewenden. Er wußte auch seine Pfleglinge gegen äußere Feinde zu schützen. Es kam zuweilen vor, daß unbewacht herumlaufende Esel, Kühe und Ziegen durch das offene Tor in den Hof hineinkamen und sich auch an die Sträucher wagten. Sobald Nurali das merkte, ließ er seinen ganzen Born gegen sie los, hegte den Hund auf sie, warf mit Steinen nach ihnen, lief mit einem Knüttel hinter ihnen her, und unter dem jammerbollen Jäh-Schuchzen der flüchtenden Esel sandte er ihnen eine prasselnde Latwine von Schimpfnamen und Flüchen nach: „Fort! hinaus! zur Hölle mit euch! ihr Mißgeburten unreiner Mütter, ihr Sprößlinge Satans, ihr Scheusale der Tierwelt, ihr unverschämten Greßjäger! Möge jedes Blatt, das ihr hier gefressen, ein böser Geist in eurem verdammten Magen sein“ usw.

Aber einmal auf der Straße draußen, fühlten sich die Einbringlinge sicher. Die Esel blieben stehen und schauten höhnisch nach ihrem ergrimmt Verfolger um, während die Ziegen, ihre kurzen Schwänzen wippend, weiterzogen, froh, mit heiler Haut davongekommen zu sein.

Kamen aber lose Kühe in den Hof, dann war Nurali besonders schnell und eifrig. Im Nu hatte er sie eingefangen und an einen Baum festgebunden. Dort blieben sie auch angebunden, bis die Eigentümer, die Gaulies, sich meldeten. Gegen Entrichtung einer Geldstrafe von einer Rupie, die Nurali als Batschisch einsteckte, erhielten diese dann ihre Kühe zurück. Durch solche Erfahrung belehrt, gaben sie in Zukunft besser auf ihr Vieh acht und hüteten sich, noch einmal in die Gewalt dieses strengen Malis zu fallen.

In all seinen Ämtern erwies sich Nurali als absolut zuverlässig. Nie hat er auch nur im geringsten das in ihn ge-

setzte Vertrauen mißbraucht. Er war wirklich ein „treuer Diener.“

Es tat mir deshalb sehr leid, als er eines Tages mit der schüchternen Bitte zu mir kam, ihn heimziehen zu lassen. Das war für mich ein harter Schlag. Wußte ich doch zu gut, was ich an ihm hatte und was ich in ihm verlor. Ich suchte ihn deshalb auch mit allen Bitten und Gründen umzustimmen. Allein, alles Bitten und Überreden, doch zu bleiben, nützte nichts. Er erwiderte nur mit Tränen in den Augen: „O Durchlaucht, laß mich gehen, — ich muß heim. Ich weiß es, Sie meinen es gut mit mir, — ich habe es gut bei Ihnen gehabt, und Sie haben mich gut bezahlt: — aber ich muß heim!“

So ließ ich ihn denn nach zweijähriger Dienstzeit mit vielem Dank, einem guten Zeugnis und einem fetten Barschisch heimziehen. Er war aber so vorsorglich gewesen, daß er mir statt seiner schon einen andern zuverlässigen Diener verschafft hatte, so daß ich in gar keine Verlegenheit geriet.

Dieser neue Diener, der Nuralis Posten übernahm, hieß Hira, auf deutsch: Edelstein. Vier Jahre lang, bis zu seiner Heirat, war er bei mir und hat seinem Namen alle Ehre gemacht.

Nur hatte er die Eigentümlichkeit, einen langen, tiefen Mittagsschlaf zu halten. Wenn er da einmal schlief, war er schwer wach zu kriegen. — Nun wollte ich mir in der Ferienzeit, im Mai, also im heißesten Monat des Jahres, mittags auch ein kleines Schlafzimmer gönnen. Um dann im heißen Schlafzimmer wenigstens ein bißchen Kühlung zu haben, hatte ich mir aus einer gefalteten dünnen Strohmatte einen Zimmerpunka, d. h. einen aufhängbaren, beweglichen Fächer gemacht, denselben mit einem kurzen Strick an einem Haken am Deckenbalken befestigt und die Leine zum Ziehen über ein Röllchen und durch ein Loch in der oberen Fenstereinfassung hinaus auf die Veranda geführt. Dort sollte nun Hira die Fächerleine ziehen und den Fächer über meinem Liegestuhl gut in Bewegung halten.

Ich freute mich schon auf den ersten Versuch. Der Apparat arbeitete vorzüglich. Das Röllchen war auch gut geschmiert so daß es kein Geräusch verursachte.

Zur bestimmten Zeit erschien Hira draußen auf der Veranda. Jetzt konnte die Geschichte losgehen. Ich streckte mich auf den Liegestuhl und rief dem Diener zu: „Hira, ziehe!“ Sofort setzte sich der Fächer in Bewegung und ging mit kräftigem Schwung über mir hin und her. Das war ja großartig! Oha, welche Labung! War auch die Luft im Zimmer heiß, so bewirkte doch die Bewegung des Fächers etwas Zugluft und wenigstens einige Kühlung.

Wahrlich, das tat dem erhitzten Körper wohl. Unwillkürlich sagte ich mir: diese einfache und billige Wohltat hättest du aber schon lange haben können; warum hast du auch gar nicht eher daran gedacht?

Ich schloß die Augen, um allmählich einzuschlafen. Aber langsam, — es hatte nicht sollen sein! Auf einmal merkte ich, daß es wieder heiß war und die Kühlung aufhörte. Ich öffnete die Augen, schaute zum Fächer hinauf, und wahrhaftig, der stand still. Da hörte doch alles auf.

„Hira“, rief ich, „ziehe doch!“ — Keine Antwort.

„Hira, ziehe!“ — Nichts regte sich.

Rasch stand ich auf und ging ans Fenster. Und was mußte ich da sehen? — Da lag Hira, so lang er war, mit dem Rücken auf dem Verandaläuser in tiefem Schlaf, die linke Hand auf der Brust und in der neben ihm liegenden Rechten die Leine. Ich machte das Fenster auf und rief ihm mehrmals laut zu. Da fuhr er zusammen und sprang auf. Wie verlegen der arme Schelm war!

„Hira“, sagte ich, „schämst du dich nicht, deinen Sahib so im Stich zu lassen und dich dem Schläfe hinzugeben? Jetzt bleibe einmal stramm stehen und ziehe ordentlich. Nach einer Stunde kannst du auch dein Schläfchen machen!“

Verzeihung, Sahib“, stammelte er, „ich werde jetzt wach bleiben und gut ziehen.“

In der Hoffnung, daß jetzt alles gut gehen werde, legte ich mich wieder hin. Aber kaum war ich fünf Minuten auf dem Liegestuhl, da merkte ich, wie die Züge des Fächers unregelmäßig, dann schwächer und kürzer wurden. Noch ein paar Minuten, — und der Fächer rührte sich nicht mehr. „Was ist denn jetzt los?“ dachte ich und ging wieder ans Fenster. Richtig, Hira war wieder entschlummert. In der hockenden Stellung saß er mit dem Rücken gegen die Wand unter dem Fenster, sein linker Arm über den Knien liegend und darauf sein schlaftrunkenes Haupt gesenkt, und in der herabhängenden Rechten die Fächerleine.

„Hira“, rief ich ihn an, „stehe auf und gehe schlafen, du taugst nicht für diese Arbeit.“

„Ja, Sahib“, gestand er zerknirscht, nachdem er sich erhoben, „ich bin nichts für dieses Fächerziehen, mein Schlaf ist stärker als ich!“ — Damit schlich er beschämt von dannen.

Von da an bestellte ich mir für den einen Monat einen eigenen Punkah-Kuli. Der aber schlief nicht und ließ mich schlafen. So mußte es ja auch sein.

Im übrigen stand Hiralı seinem Vorgänger Nurali kaum nach, und was dieser an Erfahrung, Klugheit und Bedächtigkeit ihm voraus hatte, das ersetzte Hira

wegen seiner Jugendlichkeit durch Gefügigkeit, Behendigkeit und Schaffenslust. — Mit beiden hatte ich Glück gehabt, denn beide verstanden es, in einer Person als Boh auch die Pflichten eines Hamal, Mussaul, Mali und Chupprassi zu erfüllen.

Mein Koch

In Europa besorgen das Kochen meistens die Frauen. Diese verstehen es auch am besten, denn sie haben ein eigenes natürliches Talent dafür.

In Indien liegt das Amt des Kochens in den Händen der Köche. Das Kochhandwerk ist dort ein ganz eigener Männerberuf, den meistens arme Goanesen, Madrassis und Mohammedaner ergreifen.

Wenn nun schon im allgemeinen die meiste Männertocherei nicht viel wert ist und sich mit den Leistungen der Köchinnen nicht messen kann, so gilt das noch viel mehr in Indien. Es ist deshalb schon ein besonderes Glück, einen einigermaßen erträglichen Koch zu bekommen, der einem wenigstens den Magen nicht ruiniert. Als Indier verstehen sich die dortigen Köche selbstverständlich am besten auf die indische Küche und sind deshalb leicht geneigt, die Speisen, speziell den Reis und Curry, so zuzubereiten und zu würzen, daß sie wohl einem Indier munden, aber für einen Europäer schier ungenießbar sind.

Für mich kam aber nur ein Koch in Betracht, der es verstand, auch für einen Europäer leidlich zu kochen. Einen solchen für eine einzelne Person zu gewinnen ist nicht so leicht, es sei denn, daß man ihn gut bezahlt. Die Köche suchen durchweg Stellung bei europäischen Familien, weil dort mehr für sie abfällt.

Nun hatte zwar mein Vorgänger schon vor meiner Ankunft einen neuen Koch für mich erworben. Den alten Koch, der lange bei ihm gewesen, hatte er vor dem neuen Sahab bange gemacht und ihm eine gute Stelle bei einer Familie verschafft. Der neue Madrassi-Koch verstand jedoch nicht viel vom Kochen, war sehr unreinlich und stahl wie ein Rabe.

Schon sein Äußeres war höchst unappetitlich. In seinem einfachen Küchenanzug, der nur aus einem dünnen, vor Jahren einmal weiß gewesenen Leibhemden und einer von Schmutz glänzenden Hose bestand, sah er aus, als ob er gerade die Maschinen einer großen Fabrik gereinigt und geschmiert hätte. Was mir aber besonders mißfiel, das war sein unsteter, ausweichender, unehrlicher Blick, der seinen ganzen Charakter verriet.

Obgleich meine Bedürfnisse sehr gering waren, — morgens eine Tasse Kaffee und

eine Schnitte trockenen Brotes, mittags ein Teller Suppe, ein Stückchen Fleisch mit zwei oder drei Kartoffeln und etwas Gemüse, ein wenig Reis und eine oder zwei Bananen, und abends eine Tasse Tee, ein Stück Brot und etwas Bratkartoffeln —, so legte mir der gerissene Küchenmeister stets abends doch eine Rechnung für die Tagesauslagen vor, von denen eine kleine Familie hätte leben können. Als ich ihm das sagte: „Bastian, du hast doch gesehen, wie wenig ich esse, und das Wenige soll so viel kosten? — Das ist ja unmöglich. Wo ist nun alles hingekommen, was du für nahezu zwei Rupien gekauft hast? Ich habe nicht die Hälfte davon gesehen“, da zog Bastian die Schultern in die Höhe und schaute verlegen umher.

„Siehe, Bastian, ich verbrauche für höchstens zwei Annas (-20 Pfennig) Fleisch, — und du hast sechs Annas angeschrieben.“

„Ja, Sahab“, erwiderte er dreist, „da waren auch gute Suppenknochen dabei.“

„Aber ich brauche nicht mehr als für eineinhalb Annas Kartoffeln, — und du verlangst vier Annas.“

„Ja, Sahab, die sind hier auch teuer.“

„Und die zwei Bananen kosten doch nicht mehr als einen Anna, — und du schreibst drei.“

„Ja, Sahab, ich habe auch die beste Sorte gekauft.“

„Und die Handvoll Reis kostet keine dreieinhalb Annas, sondern höchstens ein und einen halben.“

„Ja, Sahab, das war auch feinstes Tafelreis.“

„Für jetzt genug, Bastian, morgen früh geht Nurali mit dir zum Bazar und wird in deiner Gegenwart das Nötige für die Küche einkaufen. Dann wirst du mit eigenen Augen sehen, wie es mit deiner Ehrlichkeit steht.“

Ich rief Nurali herauf und las ihm die Rechnung des Koches vor. Er war ganz entrüstet und sagte: „Wie kann ein Christ seinen Padre-Sahab so betrügen?“ Dann gab er mir die Preise für die einzelnen Sachen an und wie hoch ungefähr die Auslagen für eine einzelne Person kämen. Daraufhin bat ich ihn, am folgenden Morgen mit dem Koch zum Bazar zu gehen und selber die Einkäufe zu machen.

So geschah es. Als beide zurückkamen, sah ich mir die gekauften Sachen an. Es war reichlich.

„Und was kostet das alles?“ — „Dreizehn Annas, Sahab“, antwortete Nurali. — Bastian stand gesenkten Hauptes wie versteinert da und schwieg. Er war unwiderleglich überführt.

„Nun, Bastian“, sagte ich, „siehst du

den Unterschied? Du hast also gestern ein gutes Geschäft gemacht und hast vielleicht gemeint, das gehe so weiter. Ob du nun die eine Rupie eingesteckt oder die Hälfte des Eingekauften deiner Familie zugeführt hast, diese Rupie wird dir vom Lohne abgezogen werden. Sei also ehrlich und kaufe immer ein, wie es heute gesehen ist, dann wirst du am besten fahren."

"Aber, Sahab", entgegnete er, "dann muß ich mich ja vor den andern Köchen im Bazar schämen, die alle mehr einkaufen und auch von ihren Einkäufen Kommission nehmen; wie kann ich da bestehen?"

"Sei vernünftig, Bastian, — wer ehrlich ist, braucht sich nicht zu schämen. Aber zu seinem Lohn sich obendrein noch fürs Einkaufen bezahlt machen, das ist Diebstahl und Sünde. Und wie soll ich als armer Missionspriester, der keine Einkünfte hat und von Almosen lebt, bestehen können, wenn ich zu deinem guten Lohn auch noch deine Familie ernähren soll? Das wäre eine schöne Geschichte. Ich werde dir schon helfen, soviel ich kann; aber du mußt in allem ehrlich sein, sonst kann ich dich nicht gebrauchen, verstanden?"

"Ja, Swami (d. h. Vater)", knurrte er und ging mit langem Gesicht von dannen.

Als ich nach einigen Tagen im Vorratsschrank im Speisezimmer unten nachsah, merkte ich, daß es auch hier nicht mit rechten Dingen zuging. Ich rief Bastian herein und sagte ihm: "Bastian, du weißt, ich habe dir vor kaum einer Woche volle Büchsen übergeben, nicht wahr?"

"Ja, Swami."

"Schau hier, Bastian, diese große Mehlbüchse ist schon beinahe leer; wo ist all das Mehl hingekommen?"

"Ja, Sahab, ich hatte die Büchse in der Küche, und da ist mir Wasser hineingekommen, und das meiste Mehl wurde schlecht, und das habe ich schnell entfernt."

"Und hier die Kaffeebüchse, — auch beinahe leer. Damit kam ich doch sonst einen Monat aus. Wie kommt das, Bastian?"

"Ja, Swami, da fand ich viele schlechte Bohnen drin, und die habe ich weggeworfen."

"So? — die waren doch sonst immer gut. — Und wo ist all der Zucker hin? Die Büchse ist auch fast leer!"

"Ja, Sahab, da waren schwarze Ameisen hineingeraten, deshalb nahm ich den oberen Teil heraus, und das andere brauchte ich für Pudding."

"So? Bastian, das verstehe ich aber nicht. Der eine kleine Pudding, den du gemacht hast, wäre dann ja so verzuckert gewesen, daß ich ihn nicht hätte genießen können. — Und, was sehe ich, Bastian, dieses Brot, das doch heute erst kam und

von dem ich eine Schnitte genommen, auch schon halb aufgebraucht?"

"Ja, Swami, da ist eine Maus dran gewesen hat viel gefressen, und da habe ich den ganzen Teil heruntergeschnitten."

So hatte Bastian für jedes Töpfchen ein Deckelchen, für jedes Loch einen Knopf, für jede Frage eine Erklärung.

Schließlich sagte ich ihm: "Weißt du was, Bastiano, — um die Sachen hier gegen alle Gefahren besser zu schützen, werde ich diesen Schrank verschließen, und wenn du etwas daraus nötig hast, dann brauchst du es nur zu sagen, und ich werde es dir geben. So wird es wohl am besten sein, meinst du nicht?"

"Du mußt es wissen, Swami", kam die verständnisvolle, aber kleinlautere Antwort.

Von da an erfreuten sich Mehl, Kaffee und Konsorten eines viel längeren Daseins, und Don Bastiano wußte wohl am besten, warum.

Eines Nachmittags nach der Schule ging ich auch einmal zur Werkstatt Bastians, zur Küche. Er hatte gerade seine Füße in einem Kochtopfe gewaschen und war jetzt daran, mit einem Küchenmesser eine mächtige Eidechse auszuweiden.

"Bastian", fragte ich, "was machst du da? So was ziemt sich aber nicht in einer Sahabküche!"

"Oh, Swami", sagte er gelassen, "es macht nichts, es wird ja alles wieder gereinigt."

"Was willst du denn mit der Eidechse machen?"

"Oh, Swami, die brate ich für mich und Nurali, — schmeckt sehr lecker, Sahab."

"Untersteh dich aber nicht, sie in meiner Pfanne zu braten, sonst geht's dir schlecht, verstehst du? Ich werde aufpassen."

"Gut, Swami, ich werde sie heute abend zu Hause braten. Nurali geht mit!"

Und wie sah es in der Küche aus! Welch ein Durcheinander! Welch ein Schmutz! — Auf dem Boden lagen Löffel, Gabeln und Deckel umher und standen einige Töpfe. Auf dem Küchentische sah es grausig aus. Er war teilweise mit Asche bestreut, weil Bastian wahrscheinlich zu stark ins offene Herdfeuer geblasen hatte, so daß die Asche herumflog; teilweise war er ruhig von den Kochtöpfen, die ihr Merkmal zurückgelassen hatten. Zudem hatten ihm Fett und Schmutz eine unheimliche Farbe verliehen. — Und auf diesem Tisch wurde Fleisch verarbeitet und Gemüse zerschnitten, wurden Zwiebeln gehackt und Teigspeisen hergerichtet, — alles für den Sahab, und wie appetitlich! Da war es sicher zu empfehlen, beim Essen ja nicht an die Küche zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

WAS WIR



LESEN!

Verlag J. P. Bachem G. m. b. H.:

Soldat und Mönch von Theodor Bogler. Ein Bekenntnisbuch. 360 Seiten, geb. 5.80 RM.
Ein Bekenntnisbuch eigenster Art ist dieses Werk. Es läßt zu tiefst hineinschauen in das Werden eines Mönches, es zeigt wie ein Soldat des großen Krieges zum Streiter Christi heranreift. Das benediktinische Ordensleben wird so wie es ist bis in seine kleinste Einzelheit dargelegt.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Dorfsommer von Georg Rendl. 144 Seiten. kart. 2.50 RM., in Leinwand 3.— RM.
Ein herrliches Ferienbuch für junge Leute. Den Dorfsommer mit all seinem Wunderbaren in Wald und Feld, in der Tierwelt wie in den Gewitterstürmen läßt Rendl die Jugend erleben. Hier fühlt sie sich glücklich.

Christlicher Alltag von Dr. Johannes Vinkowski. 144 Seiten, kart. 1.80 RM., in Leinw. 2.60 RM.
Fragen christlicher Lebensgestaltung ist der Untertitel des Büchleins. Grundsätzliche Antworten will es jedem christlich denkenden Menschen geben. Aufschluß über das christliche Alltagsleben und dessen Gestaltung.

Dem Herrn entgegen von Elisabeth Gerhards. 54 Seiten, kart. 1.50 RM., geb. 2.40 RM.
Ein willkommenes Büchlein für die Mütter, die ihr Kind mit viel Liebe auf die erste hl. Beichte und Kommunion vorbereiten wollen.

Unser Opfer am Altar und im Alltag von Johannes Kleine-Matrop. 108 Seiten, kart. 2.— RM., Leinwand 2.85 RM.

Dem Leser wird klar: Der Altar ist und bleibt Mittelpunkt der Kirche, und vom Altar aus müssen und sollen wir alle den Weg in den Alltag finden. Altar und Opfer ist die Kraftquelle eines jeden Christen.

Der Christ und die Welt von Dr. Johannes Vinkowski. 32 Seiten, kartoniert 0.35 RM.

Der Einzelne, die Familie, das Volk von Dr. Ludger Augsten. 80 Seiten, kart. 1.— RM.
Der Einzelne, die Familie, das Volk und die Ordnung der Kirche werden vom christlichen Blickfeld aus beleuchtet und klar gestellt.

Unsere Welt von Hubert Göbels. Mit 150 Zeichnungen und Fotos. 320 Seiten, geb. 5.80 RM.
Ein Buch der Jungen! Einfach und begeisternd ist sein Stil, leicht faßlich und belehrend sein Inhalt! Anschaulich schildert es das Leben und Treiben unserer Zeitpoche, wie es dem Knaben in der goldenen Jugendzeit vor Augen tritt. Darum kann es der tatkräftigen Jugend aufs wärmste empfohlen werden.

Unter roten Wölfen von Stefan Utsch. 224 S. kart. 3.— RM., geb. 4.— RM.

An Hand des Buches wird uns am Beispiel Rußland gezeigt, wohin der Mensch gelangt, wenn er Gott und die Religion aus seinem Le-

ben verdrängt hat. Es wird erzählt von jener Grauenhaftigkeit der ersten Umsturzjahre, die bis heute in dem unglücklichen Rußland, das durch den Despotismus seiner Zaren zu dieser Ver zweiflungsstat getrieben wurde, immer noch an hält.

Licht in dunklen Gassen von Stefan Utsch. 96 S., kart. 1.50 RM., geb. 2.25 RM.

Das Schicksal eines jugendlichen Priesters sehen wir, der sich selbst aus Liebe zu den Armen und Notleidenden ganz aufgezehrt hat und sein Leben, wie der gute Hirt für seine Schafe hingegeben. Die Handlung spielt in der Nachkriegszeit als Deutschland sich in größter Not be fand und das Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Elends alle Gemüter schreckte.

Thyrolia-Verlag, Innsbruck-München:

Ein frohes Jahr 1938. (Sonnenland-Kalender, Herausgegeben von Maria Domanig. Mit Bil dern und Vignetten von Margareta Guttenhöfer. Zwei Ausgaben: hellgelber und grüner Einband. In Leinen gebunden 0.80 RM.

Der Sonnenland-Kalender ist neuer in Schwarz-Weiß-Manier reizend ausgestattet. Zierliche Bildchen schmücken den Jahresweiser. Die je dem Monatsblatt benachbarte Seite ziert ein fein handgeschriebenes Gedicht.

Kinder nach dem Herzen Gottes von Maria Schmidtmayr. 292 Seiten mit 12 Bildern. In Halbleinen gebunden 2.50 RM.

Man muß für dieses neue Buch ebenso dankbar sein wie für seine beiden Vorgänger. Alle drei erfüllen ihren Sinn: Kindern die Schönheit und den Lebensreichtum frühen religiösen Lebens zu erweisen, Erwachsenen Beispiele vorzustellen von Kindern, die das Wort Christi in seiner vollen Bedeutung begreifen lassen: „Wenn ihr nicht werdet wie diese...“

Verlag: Wilh. Stollfuß, Bonn:

Schreibe richtig deutsch! Zum Selbstunterricht. Preis 1.25 RM.

Das Bändchen will ein Hilfsbüchlein sein, die richtige Schreibweise leicht und sicher zu erken nen. Der Lernende soll die Kenntnisse in der Rechtschreibung erlangen, die ihm zum Gebrauch und Fortkommen im Leben unentbehrlich sind.

Rechne richtig! Zum Selbstunterricht. Preis 1.25 RM.

Dieses wichtige Bändchen enthält eine kurze aber gründliche Darstellung der Regeln für das Rech nen.

Was tut man gegen Schlaflosigkeit? Die Schlaflosigkeit und ihre Bekämpfung von Dr. H. Vor wahl. Preis 1.— RM.

Das hier vorliegende Bändchen wendet sich an alle, die unter den quälenden Schlafstörungen zu leiden haben. Es ist leicht verständlich geschrie ben und wird vielen Hilfe bringen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinunft gerne gestattet. — Verant wortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gollneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Buchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben